

Leseprobe aus:

Lichtsturm

Die weiße Festung

von Mark Lanvall

© by Mark Lanvall, Nieder-Olm
lichtsturm@mark-lanvall.de
www.mark-lanvall.de

Alle Rechte vorbehalten.

Im Land der Freien

Die Grillen zirpten an diesem Abend anders als sonst. Ihr Kratzen war kurz, riss immer wieder schroff ab. Der Klang war hell und voller Angst. Kellen hörte das und er spürte die Bedrohung, die in der kühlen Abendluft lag. Bei den allmächtigen Göttern! Etwas stimmte hier nicht.

Tief atmete er ein, ließ die frische Luft im Innern seines Körpers ihre Wirkung tun. Dann, ganz langsam, ließ er sie wieder entweichen. Kellens Muskeln lockerten sich. Er ließ sich auf den kühlen Felsboden sinken, legte das Schwert dicht neben sich und lauschte angestrengt in den Wald hinein. Wie ein dunkles, tiefes Meer lag er vor ihm. Die untergehende Sonne mischte Nuancen von Rot in das satte Grün der dichten Nadeln und Blätter. Hatte etwa dieser endlose Ritt auf schmalen Pfaden zwischen Dickicht und turmhohen Bäumen seine Sinne verwirrt? So lange schon streifte Kellen mit dem Fürsten, den beiden Kriegern und

dem Druidenschüler durch das Waldland. *Zu* lange. Sah er vielleicht deshalb eine Gefahr, die es gar nicht gab? Nein. Er täuschte sich nicht. Die Grillen wussten, dass etwas bevorstand. Irgendetwas.

Kellen hörte auf sie. Er hatte schon als Junge gelernt, die Stimmen dieser rätselhaften Tiere zu beachten - auch wenn es ihm nie ganz gelungen war, ihr Geheimnis zu lüften. Wie war es ihnen nur möglich, diese durchdringenden Geräusche zustande zu bringen, so klein, wie sie waren? „Das ist nun mal das Werk der Götter“, hatte ihm damals seine Mutter erklärt - an einem dieser Sommerabende, an denen das Zirpen ein ruhiges Gespräch fast unmöglich gemacht hatte. „Entweder du glaubst daran. Oder du wirst es wohl herausfinden müssen.“

Der kleine Kellen nahm sich daraufhin eine Grille vor, tötete und zerteilte sie, hoffte, so etwas wie eine Rassel zu finden oder ein Waschbrett, über das die Grille ihre Beine schabte. Aber er fand nichts. Es wäre gut gewesen, wenn er das Rätsel damals hätte lösen können! Es hätte den Spott erträglicher gemacht.

„Kellen, der Grillentöter. Allein der Name reicht, damit Feinde weiß im Gesicht werden, ihre Hose nass machen und davonrennen, so schnell sie können“.

Die anderen Jungen lachten jedes Mal gackernd über die bissigen, tumben Sprüche seines Veters Breac. Kaum etwas in der Welt bereitete Breac mehr Vergnügen, als sich über Kellen lustig zu machen, über den Jungen, der in seinen Augen so gar nichts tat, um wie ein Mann zu sein. Breac war da anders. Er war so stark und geschickt, dass man ihn schon mit drei Jahren im Schwertkampf

unterrichtete. Mit fünf war er besser als die anderen Jungen im Dorf, mit 14 konnte er es sogar mit einigen der großen Krieger aufnehmen. Dann, mit 16, zog er in die Schlacht und kam gleich mit zwei abgeschlagenen Köpfen wieder nach Hause zurück. Voller Stolz nagelte Breac sie über die Pforte seines Elternhauses.

„Das ist ein Krieger, wie es keinen Zweiten im Volk der Kelten gibt“, rief damals sein Vater und fachte die Begeisterung der Dorfbewohner mit einem gebratenen Wildschwein und einem Fass Honigbier an. Breac war fortan ein Held - auch deshalb, weil Helden viele Gründe zum Feiern boten.

Mit 18 aber fand Breac bei einem Scharmützel im Norden seinen Meister im Kampf und verlor gegen ihn. Von diesem Tag an schmückte *sein* Schädel das Haus eines anderen Helden in einem anderen Dorf.

Für Kellen verlor damit Breacs Spott, den er sich stets so zu Herzen genommen hatte, alle Bedeutung. Das ruhmlose Ende seines Vetters machte so wenig Sinn. Er war im Kampf um ein karges Stück Flussufer gestorben - im Glauben an Ruhm und Ehre. Er hätte besser auch Grillen zerstückelt, dachte Kellen damals. Breac jedenfalls war lange tot und vergessen, als Kellen viele Jahre später zum Häuptling seines Dorfes bestimmt wurde. Seine Leute mochten wohl Helden lieben, doch geführt werden wollten sie von anderen. Von solchen, in deren Köpfen auch Platz für Besonnenheit war und deren Herzen Respekt und Demut kannten.

Die Geräusche unruhiger Pferde mischten sich in das kratzige Konzert der Grillen und rissen Kellen aus seinen Gedanken. Etwas stimmte hier nicht. Er erhob sich, um nach seiner Stute zu sehen. Sie trippelte nervös um den Baum herum, an dem sie festgemacht war. Die Lederriemen verhedderten sich im Geäst, ein Nadelzweig pikste ihr unsanft in die Flanke. Die Stute wieherte leise. Kellen strich ihr über die Nüstern und kraulte ihre hellbraune Mähne. Sie schnaubte, wurde bald aber ruhiger. Kellen sah zum Himmel. Die schneeweißen Wolken hatten Tupfer in zarten Rot- und Orangetönen bekommen. Die Sonne hatte sich nun hinter die Wipfel der hohen Tannen und Kiefern verzogen. Sie hatte gerade noch genug Kraft, um dem Tag die letzten Minuten abzutrotzen. Aber dann, als würden die Götter den Himmel mit einem dunklen, flatternden Teppich bedecken, flogen bestimmt hundert Feuerfresser über Kellen hinweg. Ihre gewaltigen Silhouetten zeichneten sich scharf vor den Abendwolken ab.

„Ihr Götter, steht uns bei!“, flüsterte er. Kellen hatte von diesen Kreaturen gehört, aber das, was er sah, ließ sein Herz erstarren. Sie hatten gewaltige Krallen, zottige Flügel und widerwärtige Köpfe. Eine öffnete den langen, spitzen Schnabel, stieß ein schrilles, langgezogenes Kreischen aus. Kellen erinnerte es an die letzten gequälten Laute, die ein Schwein beim Schlachten hervorbrachte. Nur dieser Schrei war um Einiges durchdringender. Selbst die Grillen waren mit einem Mal verstummt.

„Löscht das Feuer!“

Wie im Wahnsinn rannte Murddin mit gezogenem Schwert auf den Lagerplatz zu. „Sie werden uns sonst finden und töten.“ Das Leinenhemd hing dem Krieger halb aus der bunt karierten Hose. Die hellbraunen Haare fielen ihm zottig ins blasse Gesicht und erreichten fast den mächtigen Schnurrbart, der Murddins Oberlippe schmückte.

Domhnall sprang auf. „Lass das, Murddin. Nicht!“, rief er seinem Gefährten zu und sah dabei ängstlich erst zu Kellen und dann hinüber zum Fürsten, der ihn aber mit keinem Blick bedachte. Er saß weiter regungslos auf einem Felsen und blickte unbeirrt in die Ferne.

Aber dem Fürsten war nicht egal, was um ihn herum geschah. Kellen wusste es besser. Er kannte ihn, den Herrscher über viele Dörfer und Höfe. Er wusste, dass er es nicht duldet, dass einer seiner Krieger vor Angst die Sinne verlor. Jetzt konnte es gefährlich werden für Murddin. Er musste etwas tun. Mit großen Schritten rannte Kellen zur Feuerstelle. Er ramnte Murddin den Ellbogen in den Hals und brachte ihn mit einem schnellen Tritt auf den Unterschenkel zu Fall. Murddins Schwert fiel in den Staub.

Der Arm des Kriegers zuckte, bewegte sich in Richtung seiner Waffe. Aber bevor er zugreifen konnte, bekam er schon den Druck von Kellens Fuß am Kinn zu spüren.

„Das willst du doch gar nicht, Reiterkrieger Murddin“, sagte Kellen ruhig und sah ihm in die Augen. Murddins Pupillen flatterten in alle Richtungen. Aber bald wurden sie ruhiger und blickten schließlich starr geradeaus. Der Krieger schnaufte tief. Die Haare seines Bartes zitterten.

Ein Feuerfresser kreischte. Diesmal aber deutlich leiser. Die Vögel zogen weiter - Taranis sei Dank.

„Wir sind ihnen so wichtig wie unseren Pferden die Ameisen unter den Hufen. Sie greifen uns nicht an. Sie wollen nichts von uns.“ Ardric, der flaumbärtige Druidenschüler, war aus dem Wald zurückgekehrt. Er trug ein Bündel Kräuter in der linken Hand. Seine bronzene Sichel steckte neben dem Dolch in seinem Gürtel. Sein Wams war wie immer sauber. Kellen fragte sich, wie er das machte: In den Bäumen herumzuklettern, ohne sich die Kleider zu zerreißen oder auch nur schmutzig zu machen. Und er fragte sich, wie es dem jungen Kerl gelang, immer dann aufzutauchen, um etwas Unpassendes zu sagen, wenn es gerade niemand brauchte.

„Die Feuerfresser führen Krieg gegen andere aus dem dunklen Volk“, erklärte Ardric unbeirrt weiter und steckte seinen Daumen in den Gürtel. Er lächelte, aber seine großen Augen verrieten, wie überlegen er sich in diesem Augenblick mit all seinem Wissen über die Geschäfte der Druiden fühlte. Der Junge war klug, dachte Kellen. Aber wenn er nicht lernte, mit seinem Mundwerk ebenso geschickt umzugehen wie mit seiner Sichel, dann würde er seine Druidenweihe nicht erleben.

Kellen gab Murddin frei. Der Krieger hustete, griff sich an die Kehle und warf dem Druidenschüler einen feindseligen Blick zu.

„Schlaue Worte! Aber wer weiß schon, ob die Feuerfresser nicht eines Tages Hunger auf Menschenfleisch bekommen“. Mühsam quälte er die Worte hervor. „Ich sage, du und deine Druidenmeister hätten besser ein Opfer gebracht - vor unserer Reise. Das hätte die Götter besänftigt. Nun sind sie zornig und schicken diese Vögel.“

Domhnall hustete laut vernehmlich und hob dann beschwichtigend seine mächtigen Hände. „Halt den Mund und leg dich wieder schlafen, Murddin. Morgen siehst du die Dinge in einem anderen Licht. Ein großer Krieger wie du hat Angst vor ein paar kreischenden Vögeln. Ha!“

Murddin rappelte sich brummend auf, packte sein Schwert und trollte sich, nicht ohne vorher einem unsichtbaren Gegner eine ordentliche Ohrfeige verpasst zu haben. Seine unmissverständliche Art, zu zeigen, was er gerade fühlte.

„Die Feuerfresser sind im Krieg. Das stimmt wohl“, sagte Ardric noch einmal in beherrschendem Ton. „Aber nicht gegen uns. Es heißt, sie nähren sich von den Anderen. Mein Meister hat mit Männern aus dem Norden gesprochen. Sie sagen, wir haben nichts zu fürchten. Außerdem ...“

Kellen drehte ruckartig den Kopf in Ardrics Richtung. Seine Augen sandten eisige Blicke. Der Druidenschüler stockte und verstand.

„Ich denke, ich lege mich besser etwas hin“, haspelte er und verschwand.

Ardric hatte - wie die anderen - sein Lager in einer Felsnische an der westlichen Seite des Plateaus aufgeschlagen, wo er, soweit es eben ging, für sich war. Es gab unzählige solcher Nischen an diesem Ort. Fürst Morcant hatte den Platz klug gewählt. Er lag auf einer Anhöhe, auf der sich eine Gruppe riesiger Felsbrocken türmte. Einige hatten die Naturgewalten über die Jahrtausende aufgerissen, sodass es die Nischen und sogar ein paar kleine Höhlen gab. Von der glatten Ebene des größten Felsbrockens aus sah man über ein dunkelgrünes Meer, das sich aus unzähligen Baumwipfeln

zusammensetzte. In der Ferne brandeten die grünen Wogen gegen ein graubraunes Steilufer, das fast bis zum Himmel emporschoss und dort in weißen gezackten Spitzen endete. Die großen Berge! Die Götter mussten sie geschaffen haben, dachte Kellen. Vielleicht, um den Menschen zu zeigen, wie klein auch der mächtigste Fürst im Vergleich zu ihnen war.

Die Aussicht war beeindruckend. Und doch hatte Fürst Morcant den Platz nicht deshalb für die Nacht gewählt. Er hatte ihn gewählt, weil er gut zu verteidigen war. Nur zwei schmale Wege führten auf den Gipfel der Anhöhe. Sollte es jemand wagen, anzugreifen, dann würde er schnell entdeckt werden. Und er würde einen hohen Blutzoll zahlen müssen, um den Gipfel zu erreichen.

Ein Hustenanfall schüttelte Domhnall - wieder einmal. Seit Tagen ließ ihn diese Qual nicht in Ruhe und Kellen konnte sehen, wie sehr sich der große, kräftige Krieger abmühte, nicht verletzlich und schwach zu wirken. Als der Husten nachgelassen hatte, strich er sich durch den roten Vollbart - als könne er die lästige Krankheit damit wegwischen.

„Verzeiht Murddin“, sagte er dann zu Kellen. Seine vollen Wangen hatten wieder etwas Farbe bekommen und verliehen dem grobschlächtigen Kerl beinahe so etwas wie Wärme.

„Murddin war schon in vielen Schlachten und kämpft wie kaum ein anderer. Aber er hat es gerne, wenn seine Gegner zwei Beine haben und einen Kopf, den man abschlagen kann.“

Kellen lachte gequält. Wie einfach doch die Welt der Krieger war. Breacs, Murddins und Domhnalls Welt. Wie

beneidenswert einfach. Und doch schien der massige Domhnall wenigstens hin und wieder das zu gebrauchen, was sich hinter seinem Bart und unter dem eisernen Helm verbarg.

„Du hast Ehre und Verstand, Domhnall“, sagte Kellen und ließ sich neben ihm nieder. „Murddin kann froh sein, einen solchen Gefährten zu haben.“

Der große Krieger nickte.

„Allerdings, Häuptling Kellen. Und mein Verstand sagt mir, dass Murddin Glück hat, noch am Leben zu sein.“

Domhnalls banger Blick wanderte zum Fürsten, der noch immer einer Statue gleich auf seinem Felsen saß und in die Weite des Waldlandes blickte.

„Es heißt, Morcant verzeiht Kriegern nicht, deren Zorn und Angst mächtiger sind als der Verstand“, fügte Domhnall hinzu.

Kellen zog die Augenbrauen hoch. „Es wird viel über Morcant geredet. Es ist viel Unsinn dabei.“

Der Krieger sah ihn fragend an.

„Aber in diesem Fall stimmt, was man erzählt“, ergänzte Kellen und sah in Domhnalls erschrockenes Gesicht. Dann fing er an zu lachen. Der Krieger zögerte einen Moment, dann lachte auch er.

Kellen wachte mit schweren Gedanken auf. Ihm war kalt. Je näher sie den Großen Bergen kamen, desto weniger Kraft hatte der Frühling. Er lauschte. Kein Grillenzirpen, kein Kreischen, keine Stimmen. Aber es war hell. Und das bedeutete, dass Morcant bereits wach sein musste. Der Fürst war immer der Erste, der aufstand, seine Dinge

ordnete und seinen Blick in die Ferne richtete. Er war stark, klug, diszipliniert und sehr seltsam. Die Frage, ob man ihn mochte oder nicht, stellte sich nicht, denn Morcant war den Menschen, die ihn umgaben, fremd und fern. Aber sie achteten ihn, weil er ein guter Fürst war. Gerechtigkeit und Wohlstand waren ihm wichtiger als Ruhm und Ehre. Kriege vermied er, wenn es ging. Falls er aber doch ins Feld ziehen musste, dann mit einer Härte und Schlagkraft, die seine Gegner zittern ließ. Und er war ein Mann, der Handel trieb. Mit anderen keltischen Stämmen tauschte er Tuch, Vieh, Werkzeuge, Waffen und Salz - für den Bedarf seines Volkes, aber auch für Händler aus fernen Ländern. Immer häufiger kamen Etrusker und Griechen aus dem Süden, Germanen und Britannier aus dem Norden, weil sie wussten, dass in Morcants Dörfern all das zu bekommen war, was im Volk der Kelten Wert hatte. Sein Stamm war mächtig und reich. Und an die letzte Hungersnot konnten sich nur noch die Alten erinnern.

Aber Kellen wusste auch, dass der Fürst vielen in seinem Volk seltsam vorkam. Er scheute den Kampf. Obwohl er mit dem Schwert umgehen konnte wie nur wenige andere, schmückte kein einziger Schädel sein Haus. Und er trug noch nicht einmal einen Bart. Morcant war so weit weg von dem, was Männern wie Breac oder Murddin wichtig war. Kellen hätte Morcant dafür mögen können, wenn das möglich gewesen wäre. Er musste lächeln, als er sich fragte, ob auch der Fürst schon eine Grille zerteilt und untersucht hatte. War ihm so viel Neugier zuzutrauen? Sicher. Aber wer wusste schon genau, was in Morcants Kopf vorging? Bei den Göttern! Morcant hätte mit einem

Heer hierher ziehen können. Stattdessen hatte er eine Handvoll Männer mitgenommen. Ein Wagnis, dessen Sinn Kellen nicht ganz verstehen konnte.

Ein Schleifen und Stapfen. So leise, fast hätte es Kellen überhört. Da war jemand, jemand der tunlichst darauf achtete, nicht gehört zu werden. Vorsichtig schob Kellen sein Fell beiseite und legte die Hand auf den Griff seines Schwertes. Von seiner Nische aus konnte er liegend nur in zwei Richtungen sehen. Niemand. Gut. Wer auch immer sich in das Lager schlich, hatte ihn aller Wahrscheinlichkeit nach noch nicht entdeckt. Lautlos und langsam zog Kellen das Schwert aus der Scheide und setzte sich behutsam auf. Er blieb in der Hocke, lehnte sich gegen den kühlen Fels und lauschte. Das Schleifen war etwas lauter geworden. Nun hatte sich auch ein tiefes Schnaufen dazugesellt. Das war kein Mensch!

„Wer weiß, ob die Feuerfresser nicht eines Tages Hunger auf Menschenfleisch bekommen.“

Hatte Murddin recht gehabt? Kellen fröstelte. Falls ja, dann wäre es ein kurzer Kampf. Gegen Geschöpfe aus dem Dunkelreich konnten nur die Götter bestehen.

Er schloss die Augen. Denk nach! Feuerfresser würden doch sicher aus der Luft angreifen. Dann wären sie im Vorteil. Andererseits: Was hatten sie schon von ein paar Menschen zu befürchten?

Steine bröckelten, bahnten sich ihren Weg über Fels und Geröll. Ein kurzes empörtes Brummen. Das Geschöpf war nahe - sehr nahe! Fliehen konnte Kellen nicht mehr. Seine einzige Chance war ein schneller Überraschungsangriff.

Kellen spannte seine Muskeln an. Mit aller Kraft sprang er in die Höhe - und blickte in den Höllenschlund: scharfe Zähne, das Dunkelrot eines weit aufgerissenen Mauls und ein dumpfes zerstörerisches Brüllen. Noch ehe der Häuptling einen Hieb führen konnte, traf ihn ein Schlag mit der Wucht eines Baumstamms an der Schulter. Er stürzte und schlitterte drei Mannslängen weit über den blanken Fels. Arme und Beine schmerzten. Mit allem, was er aufbieten konnte, hielt er den Schwertgriff umklammert. Ein lautes Brüllen. Vor ihm baute sich die Bestie zu ihrer vollen Größe auf. Sie hatte dichtes, dunkelbraunes Fell und hätte Kellen um bestimmt zwei Köpfe überragt, wäre er noch auf den Beinen gewesen.

Kein Feuerfresser, ging es ihm durch den Kopf und er spürte ein wenig Erleichterung. Obwohl es seine Lage kaum besser machte, denn der Bär kam nun direkt auf ihn zu. Kellen rollte sich nach hinten weg und kam mit Schwung wieder auf die Beine.

„Haaaa!“, schrie er so laut er konnte und hob das Schwert. Der Bär zuckte und blieb stehen. Verunsichert schüttelte er sich. Dann ging er wieder zum Angriff über. Eine Klaue schnellte vor und verfehlte Kellen nur knapp.

Abwarten!, befahl sich der Häuptling. Noch gefährlicher als ein wütender Bär war ein *verwundeter* wütender Bär. Sein erster Hieb musste ihn tödlich treffen!

Er wich ein paar Schritte zurück und hielt inne, als sein Tritt ins Leere ging. Das Plateau endete hier und fiel schroff gute fünf Mannslängen in die Tiefe hinab. Und der Bär war nahe. Zu nahe, um noch einen starken Hieb zu führen. Kellen schlug zu und traf das Tier an der rechten Flanke. Sofort

schoß Blut aus der Wunde. Aber der Bär war nicht schwer verletzt.

Er brüllte wütend auf und stürzte sich auf Kellen. Im selben Augenblick rutschte der Häuptling ab, schrammte über die Felskante. Das Schwert fiel klappernd in die Tiefe. Seine Finger krallten sich in den Stein, schabten schmerzhaft über die schroffe Oberfläche und bekamen einen schmalen Vorsprung zu packen. Kellen stöhnte auf.

Wieder brüllte der Bär. Er war nun auf allen Vieren, beugte sich weit vor über die Kante und schlug nach Kellen. Der Häuptling spürte einen dumpfen Schmerz am Hinterkopf. Eine warme Flüssigkeit rann seinen Nacken hinab.

In Panik ließ er die eine Hand los und griff nach der Pranke des Bären. Er bekam ein Bündel Fell zu packen und zerrte daran mit aller Kraft. Und der Bär kippte tatsächlich nach vorn und stürzte noch immer brüllend in die Tiefe. Kellen spürte den Pelz des Tieres über seinen Rücken streifen. Dann hörte er ein Geräusch, das so klang, als wäre ein großer Sack Holz von einem Wagen gefallen. Kellen sah nach unten: Die Bestie regte sich nicht mehr. In ihrem Rücken steckte tief das reich verzierte Schwert eines Fürsten. Zwei Hände packten Kellen und zogen ihn nach oben.

„Das ist ein Albenopfer nach meinem Geschmack“, lachte Murddin und biss ein weiteres Mal in seine Keule. Ardric sah ihn strafend an, verzichtete aber zum Glück auf eine Bemerkung. Vermutlich nur, weil auch er viel zu sehr mit Kauen beschäftigt war, dachte Kellen.

Zwölf Tage waren sie nun schon unterwegs. Da war Bärenfleisch eine willkommene Abwechslung zu hartem Brot, Hirsebrei und getrockneten Früchten.

„Das ist ein Mahl wie es Kriegern gefällt“, ergänzte Murddin mit vollem Mund. Niemand widersprach. Mal abgesehen von Kellen waren alle glücklich darüber, dass sich der neugierige Bär in ihr Lager geschlichen hatte. Das verschaffte ihnen nicht nur frisches Fleisch, sondern als Dreingabe eine Pause. Kellens Verletzungen mussten versorgt werden, auch wenn es nur ein paar Schrammen und Blutergüsse waren. Ardric hatte Pflanzen gesammelt und daraus einen Sud gekocht, den er ihm auf die Wunden strich. Unter den Verbänden tat er nun seine heilende Arbeit, während die Männer am Feuer saßen und Fleisch, Ruhe und die warme Nachmittagssonne genossen.

Domhnall ging ein wenig abseits die Ränder des Plateaus ab und blickte wachsam in die Ebene hinab. Auf Befehl des Fürsten passte er auf, dass an diesem Tag weitere Überraschungen ausblieben.

„Den Bären haben uns die Götter geschickt“, rief Murddin zwischen zwei Bissen. Fleischreste hatten sich über seinen Schnurrbart verteilt. Den Vorfall vom Abend, die Furcht vor den Feuerfressern hatte er ganz offensichtlich vergessen.

„Dann frage ich mich, was ich Ihnen getan habe“, antwortete Kellen.

Murddin lachte und offenbarte dabei, was er sich kurz davor in den Mund gesteckt hatte.

„Ich wünschte nur, ich wäre schneller gewesen als Fürst Morcant“, sagte der Krieger wieder etwas ernster.

„Warum?“ Ardric sah ihn fragend an.

„Weil ich noch niemals einen Bären erlegt habe. Darum. Ein Krieger sollte das in seinem Leben mindestens einmal getan haben. Aber Morcant...“

Er machte eine Pause. Seine Miene wurde ernst und er sah zu dem Fürsten hinüber, der sich abermals auf dem Felsen auf der anderen Seite des Plateaus niedergelassen hatte. Dort saß er nahezu regungslos. Sein Helm lag neben ihm. Aber er trug das Kettenhemd, das er nur zum Schlafen und Waschen ablegte. Matt glänzten tausende eiserne Ringe in der Sonne. Kellen wusste, dass es weit mehr war für den Fürsten als bloßes Rüstzeug. Das Hemd sollten etruskische Schmiede für ihn gefertigt haben. Das Volk auf der anderen Seite der großen Berge konnte mit Eisen umgehen wie kein anderes. Von den Etruskern hatte Morcant wohl auch die Sitte übernommen, sich Kinn und Wangen vollständig zu rasieren. Hätte er nicht den goldenen Halsreif und die bunt karierte Hose - niemand hätte Morcant wohl als Keltenfürst erkennen können.

„Morcant war schneller“, fuhr Murddin fort. Seine Augen funkelten vor Missgunst. „Er war unglaublich schnell. Und dabei so leise, dass ihn das Biest erst bemerkte, als es schon zu spät war.“

Er zuckte bedauernd mit den Schultern.

„Fürst Morcant ist ein großer Fürst. Er ist weit gereist und hat mehr grauenvolle, aber auch schöne Dinge gesehen, als wir uns in unseren kühnsten Träumen vorstellen können“. Ardric sagte das mit so viel Bedeutung in der Stimme, als rufe er die Götter an.

Murddin warf ihm einen missmutigen Blick zu.

„Mag sein. Aber sieh ihn dir an: Morcant sitzt auf seinem Felsen, als bestünde das Leben aus einer schönen Aussicht. Manche sagen, er sei nur zur Hälfte Mensch und zur anderen einer aus dem dunklen Volk. Das würde Einiges erklären.“

„Genug, Murddin!“ Kellen setzte sich auf. Seine Schulter und seine Knie schmerzten. Aber dennoch ging es ihm deutlich besser als noch vor wenigen Stunden. Der Druidenschüler verstand sein Handwerk.

„Zügle dein Mundwerk. Du solltest den Fürsten mehr fürchten als die Feuerfresser, die gestern über uns hinweggezogen sind. Glaub nicht, dass ihm deine Vorstellung gestern entgangen ist.“

Murddin sah betreten zu Boden. Ein unangenehmer Gedanke, den der Krieger gerne auf immer aus seinem Kopf verbannt hätte.

„Verzeih, Häuptling“, murmelte er.

Die Männer schwiegen einen Moment. Aber nicht lange, dann nutzte Ardric die Pause und Kellens Bemerkung, um einmal mehr mit seinem Wissen über die Feuerfresser zu prahlen.

„Mein Meister hat die Germanen aufgesucht, als die Feuerfresser zum ersten Mal bei uns gesehen wurden. Er hat viel über sie erfahren. Wusstet ihr, dass sie aus dem Norden kommen und nun auch bei uns Jagd machen? Aber weder auf Menschen noch auf Tiere. Oh nein. Sie haben es auf ...“

Kellen brachte ihn abermals mit einem seiner stechenden Blicke zum Schweigen. Dann aber fügte er in versöhnlichem Ton hinzu: „Ardric, ich habe Schmerzen.“

Warum machst du mir nicht noch einen Topf von dieser großartigen Medizin?“

„Aber..“ Der Druidenschüler stutzte einen Moment. Dann erhob er sich wortlos und machte sich auf die Suche nach Kräutern und Farnen.

Murddin seufzte.

„Morcant ist ganz gewiss ein großer Fürst. Daran zweifele ich nicht“, sagte der Krieger eindringlich. „Aber warum lässt er uns im Ungewissen darüber, was er vorhat. Was machen wir hier in dieser Wildnis, Häuptling Kellen? Und warum sind wir nur zu fünf? Morcant hätte hunderte Krieger mitnehmen können.“

Kellen runzelte die Stirn. Die Fragen waren berechtigt, aber sie standen einem einfachen Krieger nicht zu. Murddin lief abermals Gefahr, zu weit zu gehen. Die Grenze zwischen Mut und Dummheit hatte bei ihm keine Konturen. Wie ein kleines Kind musste Kellen ihn vor sich selbst schützen.

„Die Götter haben jeden von uns mit Aufgaben bedacht“.

Der Häuptling sprach langsam und ruhig. „Du bist ein Krieger, der kämpfen soll. Der Fürst muss führen, denken, Entscheidungen treffen. Er glaubt, es ist besser, dieses Land in Frieden zu betreten, statt mit einem Heer einzufallen. Die Götter kennen seine Gründe. Aber eines ist gewiss: *Seine* Aufgaben sind weit schwieriger als *deine*.

Und Du tust gut daran, ihm dabei nicht im Wege zu stehen.“

Wieder eine Warnung. Murddins Miene nahm sehr ernste Züge an. Der Krieger strich sich eine Strähne aus dem Gesicht und streichelte seinen Schnurrbart. Ein paar der Essensreste segelten gemächlich zu Boden. Murddin hatte offenbar verstanden.

„Aber soweit wirst du es nicht kommen lassen, Reiterkrieger Murddin. Habe ich recht?“

Kellen lächelte und legte die Hand auf die Schulter des Kriegers. „Schließlich hat uns Fürst Morcant mitgenommen, weil er glaubt, dass wir die Besten für diese Reise sind - was auch immer sie bringen soll.“

„Hat er das gesagt?“ Murddins Gesicht gewann wieder an Farbe.

„Das nicht. Aber warum sonst wären wir hier?“

„Aber was will er dann mit diesem rotzigen Druidenjungen?“ Kellen zuckte mit den Schultern.

„Du weißt, dass Morcant immer einen Gelehrten um sich hat. Nun sind aber die Druiden allesamt zu alt für eine solche Reise. Ardric dagegen ist jung und der Beste unter den Schülern.“

Murddin schüttelte missmutig den Kopf und stopfte sich ein weiteres Stück Bärenfleisch in den Mund.

Er verschluckte sich daran, als Domhnall lautstark Alarm gab.

„Wir bekommen Besuch!“, rief er. „Zwei Männer in Begleitung von Ardric.“

Kellen und Murddin sprangen auf und schnallten sich ihre Schwerter um.

Und auch in die Statue am Felsen kam Bewegung. Der Fürst erhob sich und verharrte einen Moment. Seine Umrisse zeichneten sich schwarz vor einem Gemenge an grauen und weißen Farben am Himmel ab. Das etruskische Kettenhemd spielte dazu eine helle, monotone Melodie. Der Fürst lief ohne Hast auf die Stelle zu, an der der schmale Pfad auf dem Felsplateau endete. Kellen und die beiden

Krieger stellten sich hinter ihm in einer Reihe auf - die Hände am Schwertknauf. Dann warteten sie.

Der ältere der beiden Ankömmlinge war ein Druide. Langes graues Haar wallte unter seiner speckigen Kappe hervor. Der Übergang zu seinem mächtigen Bart war fließend. Sein Gewand reichte bis zum Boden herab, wo es vor Dreck nur so strotzte. Der Rest des Kleidungsstücks war nur unwesentlich sauberer. Unmöglich zu sagen, ob es einmal eine Farbe gehabt hatte. Die heruntergerissene Gestalt hätte erbärmlich wirken können. Aber ein langer, knorriger Stock, an dessen Spitze allerlei Medaillons und die Schwänze verschiedener Tiere baumelten, verliehen dem Mann eine gewisse Würde. Aufrecht und furchtlos stand er vor dem Fürsten und seinen Männern. Zwei wache, braune Augen funkelten trotzig aus dem Gemenge an grauem Haar heraus. Nur, wer genau hinsah, konnte eine wie ein Halbmond geformte Narbe auf der Stirn erkennen. Sie reichte ihm vom Scheitel bis zum Nasenansatz. Das Zeichen eines Kampfes? Oder aber die Spur eines seltsamen und grausamen kultischen Rituals?

Der zweite Mann war offensichtlich ein Krieger von niederem Rang. Er trug schmucklose, einfarbige Hosen und ein an den Ärmeln zerrissenes Leinenhemd, dessen beste Zeiten lange zurücklagen. Mann und Kleidung hatten fast ebenso lange kein Wasser mehr gesehen. Anders als der Druide war der junge Krieger nervös. Seine Augen wanderten rastlos umher. Und auch die beiden Zöpfe, die das schmutzverkrustete Gesicht flankierten, kamen nicht zur Ruhe. Den Rest der blonden Haare trug er offen, was seinem Aussehen Wildheit verlieh.

Er stieß Ardric grob von sich. Rasch suchte der Druidenschüler Schutz hinter Domhnall. Er zitterte am ganzen Körper.

Fürst Morcant sagte kein Wort. Seine Miene verriet nichts - keinen Zorn, keine Neugier. Wer ihn nicht kannte, musste glauben, ihm seien die beiden Neuankömmlinge gleichgültig. Aber Kellen wusste, dass es nicht so war. Die Männer wurden gemustert, eingeschätzt. Die Möglichkeiten des eigenen Handelns wurden durchgespielt. Und wie das Ergebnis ausfiel, konnte niemand vorhersagen. Kellen wäre nicht im Mindesten überrascht gewesen, hätte der Fürst im nächsten Moment sein Schwert gezogen und die beiden erschlagen. Bei den Ahnen! Dieser Druide zeigte nicht den geringsten Respekt vor Morcants hohem Rang, der auch für ihn offensichtlich sein musste.

„Ihr durchstreift den Wald der Freien. Seit Tagen zieht ihr in ihm umher und nun habt ihr auch noch einen heiligen Bären erlegt“. Der Druide hielt inne, um vorwurfsvoll den Kopf zu schütteln. Dann fuhr er fort. „Unsere Ahnen und die Götter erzürnt das. Sie haben die Feuerfresser in unser Land geschickt, um euch zur Umkehr zu bewegen. Aber ihr spuckt auf ihren Willen.“

Morcant zog die Augenbrauen hoch. War da Zorn? Aber er schwieg weiter und auch die Hand auf dem Knauf seines Schwertes blieb regungslos.

Unbeeindruckt fuhr der Druide fort.

„Ihr bringt Unheil über dieses Land. Bram, der Häuptling der Freien, wird das nicht hinnehmen. Es ist seine heilige Pflicht, euch zu verjagen oder zu töten.“

Morcant ließ noch einen Augenblick verstreichen. Dann antwortete er mit starker, aber leiser Stimme.

„Unsere Absichten sind friedlich. Wir wollen reden, Freunde gewinnen, nicht kämpfen. Taranis selbst hat uns diese Reise befohlen. Er sprach zu unseren Druiden. Sie sagen, er will, dass *sein* Land, das du das Land der Freien nennst, wieder zu einem *freien* Land wird.“

Der Blick des Druiden gefror. Sein halb offener Mund verriet Erstaunen. Offenbar hatte er mit Vielem gerechnet, nicht aber mit einem Streit über den Willen der Götter. Er war Druide und wohl nicht an Widerspruch in diesen Dingen gewohnt.

Morcant sah den Mann prüfend an und fuhr fort:

„Dein Volk verehrt doch Taranis, den allmächtigen Himmels Gott? Oder haltet ihr es mit den Dämonen der Finsternis? Das würde erklären, warum uns *deine* Götter zürnen, nicht aber unsere.“ Sein Gesicht zeigte Neugier. Das seines Gegenübers blanke Wut.

„Du maßst dir an, so mit einem Druiden zu sprechen? Du, ein Fürst, der die Gebote der Götter unter Schutzwällen begräbt, mit den Hufen deiner Pferde zermalmt und mit den Waren gottloser Völker verhöhnt. Bei Lug!“

Er schnaufte verächtlich. Seine geweiteten Augen streiften über das Waldland.

„Einst waren alle unseres Volkes frei“, rief er und streckte die Arme zum Himmel. „Frei zu tun, was den Göttern gefällt. Unsere Festungen waren die Wälder, unsere Waffen die blanken Fäuste, unser Wille, allein den Göttern zu dienen. Das ist das Leben, das uns zu führen aufgegeben ist.“

Sein Begleiter nickte voller Eifer. In seinen Augen brannte das Feuer der Überzeugung.

Kellen packte den Griff seiner Waffe ein wenig fester. Den beiden Männern schien das, woran sie glaubten, wichtiger zu sein als ihr Leben.

Morcant blieb zu Kellens Erstaunen aber noch immer regungslos. Falls er sich tatsächlich beleidigt fühlte, dann merkte man ihm das nicht an, als er wieder mit ruhiger Stimme sprach.

„Euer Spiel ist gefährlich, Druiden. Ich bin ein Fürst, der über viele Dörfer und Höfe gebietet. Vor euch stehen fünf Männer, die den Frieden suchen. Es steht aber auch in meiner Macht, dieses Land mit Krieg zu überziehen. Ich könnte euch unterwerfen, euch töten.“

Hass loderte in den Augen des Druiden. Trotziger Hass. Morcants Drohung schien ihn nicht zu beeindrucken.

Der Fürst fuhr fort:

„Du siehst, es geht hier nicht darum, wer von uns den Weg der Götter besser verstanden hat und wer nicht. Lebt, wie ihr wollt! Bleibt im Morast der Vergangenheit stecken, wenn es euch glücklich macht!“

Der junge, dreckige Krieger sah den Druiden hilfessuchend an. Morcants Worte schienen ihm Angst zu machen.

„Richte Bram aus, dass Fürst Morcant mit ihm zu reden hat. Über Freiheit meinetwegen. Und über die Familien und Freunde der Händler, die er in seinem Land der Freien zu massakrieren pflegt. Und deren Waren er wie ein dreckiger Dieb an sich genommen hat. Und dann möchte ich mit ihm darüber reden, was ihm lieber ist: Will er mit uns kämpfen? Oder entscheidet er sich für einen Frieden, der unser Volk

einen und zur Blüte bringen könnte. Das ist mein Angebot. Sag ihm das, Druide!“

Brams Druide hob drohend seinen Stab und setzte zu einer Erwiderung an. Aber dazu kam er nicht.

„Genug!“, rief Morcant mit lauter Stimme. Metall schliff über Metall und einen Wimpernschlag später hielten der Fürst, Kellen, Domhnall und Murddin ihre Schwerter kampfbereit in den Händen.

Erschrocken wich der Druide zurück und rempelte dabei seinen nicht weniger entsetzten Begleiter um. Schnell rappelte der sich wieder auf und rannte davon.

Der Druide blieb wie erstarrt stehen. Er atmete schwer. Angst und Zorn schienen in seinem Inneren zu toben. Aber dann siegte auch bei ihm die Erkenntnis, dass er diese Situation nicht für sich entscheiden konnte. Mit einer ruckartigen Bewegung drehte er sich um und folgte dem jungen Krieger mit großen, energischen Schritten.

„Domhnall“, sagte Morcant leise. „Ich will wissen, welchen Weg sie nehmen. Beobachte sie eine Weile.“

Der große Krieger nickte.

Kellen glaubte, die schneebedeckten Gipfel riechen zu können. So rein und frisch war die Luft an diesem Morgen. Seit Tagen waren die Zacken der Großen Berge ihre Begleiter, standen am Horizont, ohne sich - so schien es - auch nur im Mindesten zu bewegen. Gerne hätte er sie einmal aus der Nähe gesehen, so wie Morcant, der die Berge sogar schon zweimal überquert haben sollte. Aber ihr Weg hatte ein anderes Ziel. Sie wollten ins Dorf des Bram. Der Druide und sein Begleiter hatten eine deutliche Spur

hinterlassen. Vielleicht aus Unachtsamkeit, vielleicht aber auch mit Absicht. Das war nicht wichtig. Der Fürst war fest entschlossen, mit dem wilden Häuptling zu verhandeln. Ein riskanter Weg, denn Bram und seine Leute schienen nicht zu den Menschen zu gehören, die Verträge schlossen. Kellen stellte sich ein ganzes Dorf vor, das nur aus Breacs und Murddins bestand - mit sehr vielen Schädeln über den Hüttentüren. Aber Morcant schien nun mal an die Vernunft der Menschen zu glauben. Kellen bewunderte ihn dafür und wünschte, er könnte dasselbe tun.

Sie ritten in gewohnter Formation: Vorneweg der Fürst auf seinem großen, schwarzen Hengst, etwas versetzt folgte ihm der Druidenschüler auf einem deutlich kleineren Grauen. Der Junge wich kaum von der Seite des Fürsten, obwohl der mit ihm auch nicht mehr Worte wechselte als mit den anderen.

Dahinter, in einigem Abstand, ritten Kellen und die beiden Krieger. Murddin hatte zu seiner gewohnt sorgenfreien Beredsamkeit zurückgefunden. Er erzählte von den unschlagbaren Qualitäten seiner Frau - wobei er nicht das Kochen, Weben oder Töpfern meinte. Er erzählte davon, welche großartig schmeckenden Pflanzen er zu Hause erntete und von seinen Besuchen in der Pferdezucht des Fürsten. Selbstverständlich war es in seinen Geschichten stets er, der heldenhaft widerspenstige Pferde zuritt und bändigte.

Domhnall und Kellen ertrugen es geduldig. Es gab hier im Waldland nichts anderes - außer dem Gezwitscher der Vögel, dem Schnauben der Pferde und dem Klappern der

schweren eisernen Schilde, die an der Sattelseite hingen und gelegentlich gegen das Schwert schlugen.

Die grauweiße Wand der Berge war nun doch größer geworden und hatte an Konturen gewonnen. Kellen sah es immer dann, wenn der Wald gnädigerweise einen Blick in die Ferne zuließ, was nicht oft geschah.

„Ist es wahr, dass die Etrusker in Frauenkleidern kämpfen?“, wollte Murddin wissen, nachdem ihm die Heldengeschichten über sich selbst ausgegangen waren.

„Das sagt man jedenfalls“, antwortete Domhnall schmunzelnd - wohl darauf bedacht, dass ihn der Fürst nicht hören konnte. „Angeblich tragen sie Röcke.“

Murddin lachte. „Das erklärt, warum sie sich nicht über die Berge trauen. Hier würden alle über sie lachen.“

„Seid froh, dass sie bleiben, wo sie sind“, sagte Kellen leise.

„Im Gegensatz zu unseren Leuten halten sie zusammen und kämpfen lieber gegen ihre Feinde als gegen sich selbst.“

„Vor jemandem, der Frauenkleider trägt, fürchte ich mich nicht“, antwortete Murddin mit lauter Stimme. Mit zu lauter Stimme.

Der Fürst stoppte sein Pferd und blickte Murddin streng an. Das Lächeln des Kriegers gefror.

„Verzeih, Fürst“, stammelte er hastig.

Morcant funkelte ihn noch einen Augenblick an. Dann setzte er seine schweigsame Reise fort.

„Er muss dich für einen wirklich guten Krieger halten, du Narr. Andernfalls wärst du lange schon tot“, sagte Kellen leise zu Murddin. Der Krieger nickte und schwieg bemerkenswerterweise für die folgenden Stunden.

Kellen wunderte sich einmal mehr über die Geduld des Fürsten. Wie der Fels, auf dem er gesessen hatte, ließ er alles wie Regentropfen an sich abprallen.

Aber da war noch etwas anderes. Wer Morcant genauer beobachtete, sah, dass er gelegentlich seinen Wollmantel an der linken Seite zurückschlug - dort, wo er sein Schwert trug.

Sie folgten einem schmalen Pfad, der durch dichten Nadelwald führte und den großen Vorteil hatte, dass er der einzige war. Er musste einfach zu Brams Dorf führen.

Wohin sonst? Sie ritten viele Stunden lang, bis der Pfad eine steile Linksdrehung machte und zu einem schmalen Bach hinabführte.

Domhnall drückte seinem Pferd die Fersen in die Flanke und überholte Morcant und Ardric. Unten am Wasser stieg er ab und ging in die Hocke. Er gab den anderen das Zeichen stehen zu bleiben. Kellen machte sich bereit, für was auch immer nun geschehen würde.

Domhnall untersuchte etwas, das auf dem Boden lag. Er nahm es und ging damit auf Morcant zu.

„Kellen!“, rief der Fürst und stieg ab. Der Häuptling folgte ihm.

„Das ist merkwürdig“, sagte Domhnall und zeigte den beiden etwas, das wie ein abgeschnittener Eichhörnchenschwanz aussah.

Kellen strich über das schmutzige, buschige Fell.

„Der Druide hatte so etwas an seinem Stab.“

„Er muss es verloren haben“, stimmte ihm Domhnall zu.

„Vermutlich war er in Eile.“

Kellen runzelte die Stirn und folgte mit seinem Blick dem Lauf des Bachs. Nichts deutete darauf hin, dass hier in der Nähe Menschen lebten. Und doch war das Bachufer erstaunlich licht. Der Pfad dort war breit genug, um zwei Reitern nebeneinander Platz zu bieten. Abseits des Pfades war es dafür umso dichter und undurchdringlicher.

„Ja, *vielleicht* hat er es verloren“, sagte er.

Kellen lauschte. Aber außer dem Gezwitscher von ein paar Vögeln war nichts zu hören.

„Fürst Morcant, ich rate dazu, kehrt zu machen.“

Murddin, der noch immer auf seinem Pferd saß, stöhnte verächtlich auf. Morcant sah Kellen prüfend an. Der Häuptling wusste, dass der Fürst ihn nicht für einen Feigling hielt. Und auch nicht für jemanden, der unbedacht sprach. Morcant überlegte einen Moment. Dann sagte er mit leiser Stimme: „Du hast recht, Kellen. Der Druide legt eine Spur zum Dorf des Bram. Er will, dass wir kommen, um mit seinem Häuptling zu verhandeln.“

„Oder, damit seine Krieger uns abschlachten können“, entgegnete Kellen. Domhnall nickte.

Morcant atmete tief ein. Sein Blick ging von Kellen zu Domhnall, dann dreht er sich um.

„Ardric?“

Der Druidenschüler räusperte sich und war gerade sichtlich bemüht, sein Pferd ruhig zu halten.

„Nun..“, er dachte einen Moment angestrengt nach. „Der Mann war dreckig und dreist. Aber er war ein Druide, ein weiser Mann. Kein Krieger. Er sagte uns das, was er sagen musste. Aber ich glaube ...“ Sein Pferd schnaubte. „Ich glaube, er ist aufrichtig und denkt an das Wohl seiner Leute.“

Ihm ist klar, dass ein Angriff auf uns einen Krieg auslösen würde, den er nicht gewinnen kann. Ja, er will verhandeln.“ Fürst Morcant sah auch ihn einen Augenblick prüfend an. Dann gab er den Befehl zum Aufsitzen.

„Ihr bringt Unheil über dieses Land. Bram, der Häuptling der Freien, wird das nicht hinnehmen.“

Kellen hatte dem Druiden geglaubt. Seine Augen hatten bei diesen Worten geblitzt wie blanke Messer. Ein Fanatiker, kein „weiser Mann“. Kellen hatte kein gutes Gefühl. Er spürte die Feindseligkeit dieses Landes - in jedem Strauch, in jedem Baum, an dem sie vorbeiritten. Sogar das Geplätscher des Bachs kam ihm bedrohlich vor.

Aber auch die anderen Männer waren wachsam und spähten angestrengt ins Dickicht. Keiner sprach ein Wort. Kellen glaubte, in Murddins Gesicht so etwas wie freudige Erwartung zu erkennen. Der Mann wollte kämpfen. Die Breacs, Brams und Murddins dieser Welt kümmerten sich nicht um die Visionen eines Fürsten, scherten sich nicht um Ordnung und Wohlstand. Vielleicht war Morcant zu lange bei den Leuten südlich der großen Berge gewesen und hatte das vergessen. Kellens Gedanken reisten weit zurück, in die Nacht, in der Morcant zum Fürsten geworden war.

„Die Etrusker treiben regen Handel mit einem großen Volk, das weit im Süden lebt - dort wo es niemals Winter wird.“

Morcants Häuptlinge hatten sich am Feuer in dem großen Haus versammelt und gehört, was ihr neuer Herr ihnen zu sagen hatte. Dieser seltsame Mann mit dem eisernen Kettenhemd und dem glattrasierten Gesicht. Statt von Ruhm und großen Taten berichtete er von fremden Völkern.

„Ein Volk, das gewaltige Schiffe baut und kunstvolle Dinge fertigt. Und das Wissen und Weisheit über alles andere stellt.“

Zweifel und Misstrauen standen damals in den Gesichtern der Häuptlinge.

„Ein großes Volk, das weit weg lebt. Und doch ...“ Er ließ eine kurze Pause. *„Und doch kennt man uns dort.“*

Neugierige Blicke.

„Man hat dort sogar einen Namen für uns: Keltoi, die Erhabenen.“

Jubel brandete auf. Morcant aber hob die Hände.

„Ja, sie bewundern unsere Tapferkeit. Aber gleichzeitig lachen sie über uns.“

Allgemeines Raunen. Einer der Häuptlinge rief empört zum Kampf gegen dieses fremde Volk auf. Der neue Fürst hob die Stimme an.

„Sie lachen über uns, weil Tapferkeit ohne Ordnung und ohne Weisheit nichts ist. Und außerdem glauben sie, dass wir öfter betrunken als nüchtern sind.“

Die Häuptlinge hatten Jahre gebraucht, um nach dieser Nacht ihren Frieden mit dem schweigsamen, seltsamen Fürsten zu machen. Aber mit den Siegen, dem Wohlstand und der Ordnung waren die Zweifel weniger geworden.

An diesem Tag aber zweifelte Kellen an Morcants Entscheidung. Er wusste, dass sie falsch war. Sie war falsch und tödlich.

Wieder waren zwei Stunden verstrichen. Das Dickicht am Rande des Pfads war noch undurchdringlicher geworden. Regen hatte eingesetzt. Zweimal mussten sie anhalten und

absteigen, weil der Boden zu weich und zu matschig für die Hufe ihrer Pferde geworden war. Die Feuchtigkeit drang durch Kellens Umhang. Er fröstelte.

Dann plötzlich stoppte Fürst Morcant das Pferd. Unruhig sah er in den Wald hinein, dann zurück zu seinen Männern. Sein Hengst wieherte. Morcants Blick traf den von Kellen. Bedauern und Enttäuschung standen ihm im Gesicht - so, als würde er sich bei ihm entschuldigen wollen.

Wieder starrte er wie gebannt ins dunkle Geäst.

„Manchmal muss man etwas wagen, wenn es viel zu gewinnen gibt.“ Der Fürst machte eine Pause.

Domhnall nutzte sie, um laut vernehmlich zu fluchen.

Murddin war der Erste, der sein Schwert zog.

„Verzeiht mir“, rief der Fürst und zog ebenfalls. Kellen und Domhnall taten es ihm nach.

Und dann kam der Angriff, so plötzlich und heftig wie ein Platzregen.

Der Fürst wehrte mit dem Schwert einen Wurfspeer ab, der ihn sonst unweigerlich getroffen hätte.

Kellen riss seine Stute herum. Keine Sekunde zu früh, denn auch ihn verfehlte ein Speer nur knapp.

Murddin hatte weniger Glück. Kellen sah, dass ein langes Stück Holz aus seiner Brust ragte. Die metallene Spitze der Waffe war vollständig durch den Körper des Kriegers gedrungen und ragte nun tiefrot gefärbt aus seinem Rücken. Mit einem seltsam verblüfften Gesichtsausdruck glitt Murddin seitwärts aus dem Sattel in den Staub.

„Weg hier!“, schrie Domhnall und rammte seinem Pferd die Stiefel in die Seite.

Aber er kam nicht weit. Drei Schwertkämpfer versperren ihm den Weg. Mindestens ein Dutzend weitere sprangen mit wildem Geschrei aus dem Unterholz. Unmöglich zu sagen, wie viele genau es waren. Ihre nackten Oberkörper waren bunt mit Fratzen und kriegerischen Symbolen bemalt. Die Haare hatten sie in Kalkwasser getaucht und zu wilden Skulpturen geformt. Sie sahen aus wie Dämonen. Kellen versuchte verzweifelt, das Geschehen zu überblicken und zu sortieren. Aber es gelang ihm nicht. Er spürte einen festen Ruck unter sich. Die Stute war getroffen. Kellen drückte beide Füße in den Sattel und stieß sich mit aller Kraft ab, als sein Pferd stürzte. Er traf mit beiden Beinen auf den Boden und rollte sich ab, um dem Aufprall die Wucht zu nehmen.

Noch bevor er vollständig wieder oben war, trieb er einem Angreifer das Schwert in die Eingeweide.

Kein Zögern! Kein Nachdenken. Der Krieger hatte nun auch in Kellen die Macht übernommen. Ohne ein Ziel zu haben, schwang er sein Schwert und drehte sich um die eigene Achse.

Er traf einen weiteren Mann am Arm. Blut spritzte ihm in die Augen. Er taumelte, wischte mit dem Ärmel über das Gesicht, suchte ein weiteres Mal nach Ordnung in dem Durcheinander.

Domhnall und Morcant kämpften verbissen. Ein paar Männer lagen auf dem Boden. Einer von ihnen war Ardric, der Druidenschüler mit dem großen Wissen und der großen Klappe. Seine Augen waren offen, aus einer klaffenden Kopfwunde sickerte Blut. Wie sinnlos, ging es Kellen durch den Kopf.

Nicht denken! Drei von Brams Männern stürmten auf Kellen zu. Er parierte den wuchtigen Hieb des ersten Kriegers, machte einen Ausfallschritt und schlug ihm den Kopf ab. Die beiden anderen waren vorsichtiger. Sie blieben auf Abstand und griffen ihn nun von zwei Seiten gleichzeitig an. Noch einmal drehte er sich um die eigene Achse. Diesmal traf er nicht.

Ein Hieb verfehlte nur knapp seinen Kopf. Kellen blockte einen weiteren mit dem Schwert ab und rammte seinem Gegner gleichzeitig den Fuß in den Oberschenkel. Der schrie vor Schmerzen auf, taumelte zwei Schritte zurück. Kellen setzte mit dem Schwert nach und verpasste dem Krieger eine klaffende Schnittwunde quer über den Bauch. Einen Moment später durchbohrte etwas Kellens Rücken. Der Häuptling spürte Kälte und Hitze zugleich. Der zweite Krieger! Er war hinter ihm, Kellen hörte sein Schnaufen. Dann setzte der Schmerz ein - betäubend, rasend, erbarmungslos. Der Krieger zog sein Schwert aus Kellens Körper. Die Kälte ließ augenblicklich nach. Aber nun war da noch mehr Hitze, noch mehr Schmerz und ein metallischer Geschmack, der sich in seinem Mund breitmachte. Kellens Schwert fiel, seine Beine knickten ein wie dünne Äste. Er ging auf die Knie und sah nun seinen Mörder. Der Krieger keuchte, aber seine Augen funkelten triumphierend. Dann holte er mit dem Schwert aus, um sein Werk zu vollenden. Schmuck für die Hütte eines Helden! Wie sinnlos, dachte Kellen.

Der silberne Pfeil lag ruhig in der Kerbe zwischen Daumen und Zeigefinger. Ohne auch nur im Mindesten zu zittern,

zog die andere Hand des Schützen die Sehne mit dem Pfeilende weit zurück und ließ sie einen Augenblick später nach vorne schnellen. Der silberne Pfeil war auf dem Weg. Er verfehlte zwei dicke Äste um Haaresbreite und flog sirrend seinem Ziel entgegen. Die Flugbahn war leicht gekrümmt, nicht stark genug, als dass es einem der kämpfenden Männer am Bach hätte auffallen können. Sie bemerkten sie ebenso wenig wie den Pfeil selbst, dessen rasende Geschwindigkeit die Augen eines Menschen überforderte.

Der Pfeil traf Brams Krieger in den Hals - mit solcher Wucht, dass er wie von einem heftigen Schlag getroffen zur Seite geworfen wurde. Doch keine Trophäe, fuhr es Kellen durch den Kopf. Benommen ließ er sich vollständig zu Boden sinken. Er verstand nicht, was da eben passiert war, und es war ihm seltsamerweise auch nicht so wichtig. Sein Schicksal war besiegelt - so oder so.

Weißer Wolken drängelten die schwarzen beiseite. Der Häuptling sah geradewegs in den Himmel. Auch dort war gekämpft worden. Der Regen war besiegt. Das Licht hatte das Dunkel bezwungen. Wie tröstlich. Wie friedlich.

Etwas Buntes wehte über ihn hinweg, forderte den Rest Aufmerksamkeit, zu dem er noch imstande war. Kellen drehte den Kopf zur Seite. Brams Krieger stürzten - einer nach dem anderen - besiegt von einer ...

Kellen kniff die Augen zusammen. Er sah sie wie durch einen Schleier aus Wasser. War sie echt? Oder das Trugbild eines Sterbenden? Eine Göttin, gehüllt in wehende, farbige Tücher. Zwei Schwerter trug sie, in jeder Hand eines und

sie bewegte sich mit der Geschwindigkeit eines Raubtiers und mit der Anmut einer Tänzerin. Zwei Krieger wurden von ihr nahezu gleichzeitig getroffen. Blut spritzte. Ein dritter rannte ins Dickicht. Noch ein silberner Pfeil sirrte aus dem Nichts und beendete seine Flucht. Der Krieger prallte mit Wucht gegen einen Baumstamm und sank zu Boden.

Eine Göttin! Kam sie, um ihn zu holen? War es das, was geschah, wenn man starb? Kellen wurde schwindelig. Er schloss die Augen. Eine weiche Hand legte sich auf seine Brust. Wärme, Trost, Frieden strömten in seinen Körper wie Wasser in einen leeren Krug.

„Livan has nerviyen.“ Wie sanft, wie melodios! Die Stimme einer Göttin. Zwei hellblaue Augen, schön wie das Licht der Sterne. Dann wurde es dunkel um Kellen.

Verfolgt

Vier Scheinwerfer tauchten den eleganten, stattlichen Mann auf der Bühne in grelles Licht. Er trug einen modischen, anthrazitfarbenen Anzug über einem legeren, weißen Hemd. Der sorgfältig gestutzte schwarze Vollbart nahm den markanten Konturen seines Gesichtes die Härte und unterstrich seine zu hundert Prozent seriöse Aura.

Beängstigend, schoss es Ben Hartzberg durch den Kopf. Er saß im Zuschauerraum und beobachtete den Mann auf der Bühne, seine ruhigen ausladenden Gesten, lauschte seiner sonoren Stimme und fragte sich, ob es wohl überhaupt etwas auf dieser Welt gab, das dieser Mann nicht hätte verkaufen können. Das war kein billiger Betrüger und kein Spinner. Dieser Kerl war ein Vollprofi. Und das machte ihn so gefährlich.

Da! Ben erkannte ein kurzes Zucken am Mundwinkel des Mannes. Nur für den Bruchteil einer Sekunde zeigte er ein abschätziges Lächeln. Triumph und Freude über eine erfolgreich aufgetischte Lügengeschichte ließen sich nie vollständig verbergen. Und der Triumph an diesem Abend hätte für den Mann auf der Bühne größer nicht sein können. Im Zuschauerraum saßen Leute, die schon mit dem festen Vorsatz gekommen waren, ihm zu glauben. Und das taten sie nur allzu gerne. Wie Zombies hingen sie an seinen Lippen, aufnahmebereit mit geöffneten Augen und Mündern. Und der Saal war voll!

Scheiße, das konnte hässlich werden, dachte Ben.

Vorsichtig sah er hinüber zu seinem Kumpel Maus, der auf der anderen Seite des Saals ein paar Reihen hinter ihm saß. Sein Blick wurde von einem breiten selbstzufriedenen

Lächeln quittiert. Entweder hatte Maus die fanatische Stimmung im Saal noch nicht bemerkt, oder er wollte sie nicht bemerken. Er fläzte respektlos in seinem Klappsessel und verfolgte das Geschehen auf der Bühne mit unverhohlener Verachtung und einer Spur Belustigung. Ben fragte sich, ob er dem eleganten Mann auf der Bühne schon aufgefallen war. Nicht nur wegen seiner legeren Sitzhaltung. Auch sonst war Maus nicht wirklich unauffällig. Ihn als Mix aus Computer-Nerd und Kleinstadt-Rapper zu bezeichnen traf es am besten. Seine viel zu große Jeans hing unter der Basketball-großen Wampe. Dazu trug er ein Bushido-T-Shirt mit Ketchup-Flecken, eine Trainingsjacke und - ausgerechnet heute - eine klischeehaft-große, goldene Kette. Sein Gesicht hätte man für das eines 16-Jährigen halten können, jedenfalls wenn sich Maus gelegentlich rasiert hätte. Nicht einmal die Base-Cap hatte er abgenommen. Maus lebte das Bild, das er selbst von sich hatte. Hin und wieder war das liebenswert, manchmal aber auch nur peinlich.

„Und ich bitte Sie eindringlich, verehrte Damen und Herren. Nein, ich flehe Sie an: Machen sie nicht den Fehler, den so viele andere Menschen auf diesem Planeten machen.

Schließen Sie nicht Ihre Augen! Sehe Sie das Unvermeidbare, das bald geschehen wird. Erkennen Sie den einzig wahren Weg, der sich Ihnen öffnet!“

Markus Zöllner - der elegante Mann auf der Bühne - stellte plötzlich jede Bewegung ein und blickte mit weit geöffneten, durchdringenden Augen in die Menge. Erst als Zöllner sich sicher war, dass er die Aufmerksamkeit aller Zombies im Saal hatte, fuhr er fort.

„Sie werden kommen“, sagte er leise und öffnete dabei betont lässig den Knopf seines Jacketts. „Machen Sie sich bitte nichts vor. Die Zeichen sprechen eine klare Sprache. Sie werden *bald* kommen. Und dann werden sie wissen wollen, wer auf ihrer Seite steht und wer gegen sie ist.“ Einige Zuschauer nickten eifrig, andere hielten sich angstvoll die Hand vor den Mund.

„Sie werden fragen, wem sie vertrauen können und wem nicht. Denken Sie nicht, dass sie das wissen wollen? Ich an ihrer Stelle würde das wissen wollen.“

Ein paar mehr Zombies nickten. Maus schüttelte grinsend den Kopf. Idiot! Mach nicht alles kaputt. Das hier ist nicht Klingelmännchen. Das hier ist eine Nummer größer. Und gefährlicher.

Zöllner wurde jetzt lauter. Dazu zeigte er mit seinem ausgestreckten Finger wahllos auf seine Zombies.

„Aber was ist mit Ihnen? Stehen *Sie* auf der Seite der Ankömmlinge? Werden Sie Ihnen helfen? Oder wollen Sie lieber zu denen gehören, die von ihnen vernichtet werden? Wie Würmer im Dreck, die dem Bau einer Schnellstraße im Wege sind?“

Die letzten Worte spie er aus. Auf einer Großleinwand hinter ihm wuchs das Bild eines kohlrabenschwarzen Raumschiffs zu gewaltiger Größe heran. Es wurde unruhig im Stadtteilzentrum. Angst, Unsicherheit, Fragen vermischten sich. Die Zuschauer verlangten nach einer Lösung des Rätsels. Zöllner hatte sie da, wo er sie haben wollte. In den nächsten Minuten würden sie alles tun, was er von ihnen verlangte. Ben wusste, dass es am Ende darauf hinauslief,

dass Zöllner ordentlich Geld von ihnen einsacken würde. Es war offensichtlich und es wäre nicht das erste Mal.

Markus Zöllner war ein begnadeter Lügner, ein Demagoge und in direkter Folge ein steinreicher Mann. Seine Geschichte: Eine außerirdische Zivilisation, die der Ochdoi, plante, schon bald auf der Erde zu landen und dort sesshaft zu werden. Die Menschheit wurde dabei - wohlwollend formuliert - als lästiges Geschmeiß empfunden. Trotzdem gab es Hoffnung, nämlich für *die* Menschen, die die Ochdoi als nützliche Lakaien anerkannten. Und da kam Zöllner ins Spiel. Denn er war einer von ganz wenigen Kontaktpersonen der Außerirdischen auf der Erde - mit dem Auftrag, die Ankunft vorzubereiten und Verbündete unter den Menschen zu finden. Letztere konnten sich auf ein paradiesisches Leben freuen, denn die Ochdoi würden zum Dank schwere Krankheiten ebenso gründlich ausmerzen wie Gewalt, Umweltprobleme, inkompetente Politiker und nervige Chefs.

Diese furchtbar abenteuerliche Geschichte würzte Zöllner mit UFO-Videos, Entführungserlebnissen, Tonaufnahmen von außerirdischen Stimmen und vielen anderen fantasiereichen Details. Natürlich wurde er von den Allermeisten trotzdem für einen Spinner gehalten. Andere aber glaubten ihm. Und es wurden immer mehr. 10.000 sollten es alleine schon in Deutschland sein, ein anderer „Kontaktmann“ in den USA brachte es bereits auf 60.000 bestens vernetzte Ochdoi-Fanatiker.

Maus war vor einem Jahr im Web auf Zöllner gestoßen und hatte seinen Siegeszug seitdem verfolgt. Erst waren es nur ein paar spektakuläre Videos bei YouTube und eine Seite

bei Facebook. Dann kamen die ersten Auftritte auf Bühnen und in Talkshows. Schließlich veranstaltete Zöllner Seminare und verkaufte Bücher und DVDs in großen Mengen. Übrigens auch an viele, die sich für schlau und aufgeklärt hielten, aber trotzdem beim Thema „Zöllner“ mitreden wollten.

Markus Zöllner spielte als skrupelloser Hochstapler in der allerersten Liga. Und damit passte er hervorragend ins Beuteschema von Maus, Ben und Viktoria. Jemand musste ihn bloßstellen, musste den Menschen zeigen, was Zöllner wirklich im Schilde führte. Der Zeitpunkt für „Operation Rosswell“ war gekommen.

Ben sah zurück zu Maus. Der amüsierte sich noch immer über Zöllners Riesen-Raumschiff. Herschauen, Idiot! Maus sah ihn an. Sein Lächeln wich schlagartig einem ernsthaften und entschlossenen Gesichtsausdruck. Ben nickte ihm langsam zu. Maus verstand und schickte im Rekordtempo eine SMS los: „R&R“ - die Abkürzung für „Rock 'n Roll“. Das war das Startsignal für Viktoria.

Unglaublich! Es funktionierte von Mal zu Mal besser. Markus Zöllner war zufrieden. Und dabei war ihm völlig egal, ob es an seinem Talent als Redner lag oder daran, dass immer mehr von sich aus bereitwillig diesen Ochdois-Unsinn schluckten. Dummes Volk! Wohlhabendes Volk! Zöllner hatte keinerlei Skrupel, diese Leute nach Strich und Faden auszunehmen. Er zwang sie ja nicht dazu. Wenn sie zahlten - und sie würden auch an diesem Abend zahlen - dann doch freiwillig. Aus Dummheit, aber freiwillig. Früher hatte er sich immer gefragt, wie so viele Deutsche so naiv

sein konnten, auf einen cholерischen Zwerg wie Hitler hereinzufallen - damals vor mehr als 70 Jahren. Und er war sich sicher gewesen, dass so etwas heute in dieser aufgeklärten Zeit nicht mehr passieren konnte. Inzwischen war ihm klar, dass die gleichen Mechanismen immer noch funktionierten und immer funktionieren würden: Unmut, Angst, Zorn und schließlich das Angebot einer einfachen Lösung. Ein passabler Teil der Menschheit war damit zu packen. Er war groß genug, um ihn, Markus Zöllner, zu einem reichen Mann zu machen.

Und damit begann der beste Teil des Abends.

„Wenn das so ist, dann kommen Sie! Treten Sie in den Kreis derer, auf die die Ankömmlinge nicht verzichten können und wollen. Heißen Sie die Ochdoi willkommen! Geben Sie ihnen, was sie wollen! Dann werden sie es Ihnen hundertfach vergelten. Helfen Sie Ihnen! Und helfen Sie mir, damit ich ihnen einen angemessenen Empfang bereiten kann. Sie zählen auf mich.“ Eine kurze Pause. „Und ich zähle auf jeden Einzelnen von Ihnen!“

Tosender Jubel. Zöllner sah, dass ein paar von Ihnen bereits den Geldbeutel gezückt hatten, obwohl er von Spenden noch gar nichts gesagt hatte. Großartig! Doch dann schlug die Stimmung plötzlich um. Zöllner blickte in ungläubige, verwirrte Gesichter. Die Arme, die ihm eben noch zugejubelt hatten, sackten nach unten. Und mit ihnen die Geldbeutel.

Viktoria hatte sich selbst übertroffen. Ein leichtes Flimmern huschte über die Leinwand hinter Zöllner. Aber niemand schenkte ihm zunächst Beachtung, denn das schwarze

UFO, das jetzt zu sehen war, unterschied sich in nichts von dem, das vorher zu sehen gewesen war. Erst als ein breiter gelber Strahl aus der Unterseite des Raumschiffs hervorstach und auf die Erde leuchtete, gab es Anzeichen von Verwirrung unter den jubelnden Zombies. Schlagartig still wurde es schließlich, als im Lichtkegel ein kleines zappelndes Männchen hinab schwebte - mit dem Kopf von Markus Zöllner. Der sonst so charismatische „Kontaktmann“ auf der Bühne erstarrte und sah mit wachsendem Entsetzen in die Menge, die auf einmal so anders zu ihm hinauf sah. Zur Anfangsfanfare von 'Raumschiff Enterprise' wuchs das Zöllner-Männchen auf der Leinwand zu übermenschlicher Größe heran. Erst jetzt erkannte man das freche Grinsen in seinem Gesicht und die dick gefüllten Hosentaschen, aus denen ein paar Euro-Scheine heraus segelten. Kichernd drehte sich das Männchen weg und verschwand von der Bildfläche. Das Raumschiff fing nun an zu torkeln und machte schließlich eine üble Comic-artige Bruchlandung. Ein kleiner grüner Außerirdischer mit Fühlern aus dem Kopf spitzte benommen aus den Trümmern hervor und übergab sich lautstark. Das Lachen von Maus ging glücklicherweise im allgemeinen Gemurmel unter. Ben war zufrieden. Dank Viktorias toller Animationen hatte das Geschehen auf der Leinwand nun die volle Aufmerksamkeit. Sogar Zöllner sah hin - unfähig, aus dem Geschehen irgendwelche sinnvollen Handlungen abzuleiten. Stattdessen fing er an zu schwitzen. Schweißperlen standen auf seiner Halbglatze und rannen in kleinen Bächen an seinem fein gestutzten grauen Bart herunter. Die Flecken unter den Achseln wuchsen zu unästhetischer Größe heran. Dabei hatte die

„Operation Rosswell“ ihren Höhepunkt noch gar nicht erreicht. Die Raumschiffstrümmer explodierten. Auf den grellen Blitz folgte ein Foto, das die ganze Leinwand ausfüllte. Zu sehen war Zöllner, der außer einer Sonnenbrille und einer besonders bunten Badehose nichts an hatte. Sein Bauch war sonnenverbrannt, was ihn aber nicht weiter zu stören schien, denn zwei hübsche Bikini-Nixen, die er rechts und links im Arm hatte, lenkten ihn erfolgreich davon ab. Es war ein Urlaubsbild - nichts weiter. Aber es passte hervorragend zum zweiten Bild: Zöllner im offenen Porsche-Cabriolet. Und auch zum dritten: Zöllner im Smoking am Spieltisch eines besonders feinen Casinos, in dem Champagner wie Wasser getrunken wurde. War das der Mann, der sich aufopferungsvoll um das Heil seiner Anhänger und das Wohl eines außerirdischen Volkes kümmern wollte? Die Zombies im Saal murmelten wild durcheinander. Gleich darauf wurden sie wieder leiser, denn sie hatten gut damit zu tun, die Schlagzeile des Zeitungsausschnitts zu lesen, der nun statt der Bilder zu sehen war: „Dreister Betrug an Essener Gastwirtin“. Darunter in kleinerer Schrift: „18-Jähriger erschwindelt sich mit Lügengeschichte 9000 DM“. Dann der Titel einer Stadtilustrierten, die es schon lange nicht mehr gab: „Von Märchen und Moneten - Wie Markus Z. ans große Geld kam“. Und schließlich: „Münchhausen von Essen verurteilt“. Darunter wieder in etwas kleinerer Schrift: „Sechs Monate Jugendhaft für Markus Z. nach dreistem Betrug“. Ben kannte die Geschichte: Zöllner hatte eine gutgläubige Wirtin als junger Kerl gehörig gelehmt und dabei sowohl Fantasie als auch ein ordentliches Maß an krimineller

Energie bewiesen. Er sei auf der Flucht, sowohl vor der Polizei als auch vor seinen beiden Onkels. Die hätten ihn und seine Mutter schwer misshandelt und ihr Geld gestohlen. Anschließend sei es ihnen gelungen, die Sache so darzustellen, als habe er, Zöllner, die Taten begangen. Auch das war schon eine abenteuerliche Geschichte. Zöllner rührte aber mit Geheul und großen Augen das gutmütige und einsame Gemüt der Wirtin. Sie glaubte ihm, verköstigte ihn drei Tage lang und gab ihm schließlich Geld - für einen ordentlichen Anwalt, der die Dinge zurechtrücken sollte. Zöllners Betrug flog auf, weil die Wirtin darauf bestand, selbst mit dem Anwalt zu reden - noch bevor sich Zöllner absetzen konnte.

Aus den Schlagzeilen auf der Leinwand ging die *ganze* Geschichte zwar nicht hervor, die Zombies erkannten aber den Kern der Sache: Markus Zöllner war ein Betrüger. Oder zumindest wollte ihnen jemand das weismachen.

Das Gemurmel schwoll wieder an, als die Leinwand hinter dem Kontaktmann der Ochdoi schlagartig schwarz wurde. Jemand hatte den Stecker gezogen. Ein paar Zombies versuchten vergeblich, sich mit empörten Zwischenrufen Gehör zu verschaffen. Der Tumult war perfekt und Ben hoffte, dass Maus und er selbst die Szene mit den Knopfkameras am Kragen und am Base-Cap ordentlich eingefangen hatten. Die Youtube-Gemeinde verlangte keine ausgefeilten Video-Clips nach allen Regeln der Kunst. Aber das Material musste erkennbar sein und authentisch wirken. Vier junge, kräftige Kerle in schwarzen T-Shirts tauchten plötzlich im Zuschauerraum auf und ließen sich von wütenden Zombies zeigen, wo Maus saß. Mist. Er war

aufgeflogen. Das war gar nicht gut. Ben winkte ihm vorsichtig zu. Nichts. Maus war so fasziniert von dem Durcheinander, dass er weder ihn noch den näher kommenden Schlägertrupp wahrnahm.

„Das, liebe Freunde, war das Werk blinder, dummer Menschen“. Zöllner zeigte ebenso empört wie energisch auf die dunkle Leinwand. Er hatte sich wieder gefangen. „Sie wollen die Wahrheit nicht sehen. Und mehr noch: Sie wollen sie verhindern, indem sie uns, die Aufrechten, mit Lügen und Schmutz bewerfen.“

Ben kramte sein Handy heraus. Er musste Maus warnen. Sie mussten beide hier raus. Und zwar möglichst sofort.

„Ich frage Sie: Wollen wir das zulassen? Wollen wir den Ochdoi sagen, wenn sie hier sind: Oh, tut uns leid, dass wir nicht für euch da sind. Denn wisst ihr, die anderen wollten leider nicht mitspielen.“

Geschrei. Empörte Rufe. Nur noch ganz wenige Zombies sahen dem Treiben ratlos zu. Ein älterer Mann schüttelte fassungslos den Kopf. Alles hätte doch so einfach sein sollen. Jetzt war es kompliziert. Er wurde grob von den vier Schlägern beiseitegeschoben. Keine 15 Sitze trennten sie noch von Maus. Sein Handy klingelte und vibrierte, aber entweder hörte er es nicht, oder er wollte es nicht hören. Nicht jetzt.

„Ja, das können wir natürlich tun. Wir können ihnen sagen, dass wir verunsichert waren. Dass wir nicht so genau wussten, ob der Dreck, der über ihre Freunde auf der Erde ausgeschüttet wurde, womöglich sogar stimmte. Wissen Sie, was die Ochdoi darauf antworten werden?“

Noch sieben Sitze. Die Schläger drängelten sich an einer dicken Frau vorbei. *Mein Gott, Maus. Geh ran, schau her! Verschwinde endlich!*

„Sie werden gar nicht antworten. Sie werden uns vernichten. Denn sie brauchen niemanden, der die Wahrheit verdrängt. Sie brauchen niemanden, der nicht bereit für sie ist.“

Zustimmung! Angst. Ein paar der Zombies vergruben ihr Gesicht in den Händen.

Noch drei Sitze.

Ben musste etwas tun. Er sprang auf und schrie: „Will denn niemand diesen schleimigen Lügner von der Bühne werfen! Ich muss gleich kotzen!“

Kein guter Plan. Aber der einzige, der ihm auf die Schnelle eingefallen war. Hunderte Augen sahen ihn an - die meisten voller Hass, Abscheu, Entsetzen. Nur in den Augen der vier Schläger stand finstere Entschlossenheit. Maus war unwichtig geworden. Sie hatten ein neues Ziel.

Und Ben hatte keine Zeit mehr zu verlieren. Schneller, als er es für möglich gehalten hatte, erreichte er den Ausgang des Saals. Dort stellte sich ihm ein mutiger Ochdoi-Zombie mit Zopf und einem lächerlichen Schnurrbart unter der Nase in den Weg. Ben drückte ihm die Knöchel seiner rechten Hand in den Solarplexus und versetzte ihm mit der flachen, linken einen heftigen Stoß. Der Zombie stöhnte und stürzte. Ohne sich umzusehen, rannte Ben weiter. Er war jetzt in der Eingangshalle des Zentrums. Zu seiner Erleichterung war sie leer. Und die Doppelglastür nach draußen war auch nicht verschlossen. Gut! Ben hörte schweres Keuchen

hinter sich, bevor er ins Freie stürzte und in die klare, kühle Abendluft eintauchte.

Die vierspurige Straße vor ihm war leer - erstaunlich, um diese Zeit. Er rannte auf die Fahrbahn. Erst jetzt wurde ihm klar, warum das so problemlos ging. Links von ihm in etwa 50 Metern Entfernung nahm er eine stillstehende Wand aus Autos wahr - alle befüllt mit ungeduldigen Menschen, deren Gedanken sich im Wesentlichen um die baldige Heimkehr nach einem anstrengenden Arbeitstag drehten. Eines der Hindernisse auf ihrem Weg schaltete gerade von Rot auf Gelb um. Motoren heulten auf. Ben rannte noch schneller. Ein schwarzer Peugeot hupte vorsorglich, auch wenn er noch gar nicht in Schlagdistanz war. Ben sprang über den schmalen Mittelstreifen, der von der Fahrbahn durch Bordsteine abgesetzt war. Der Blechlawine entkam er damit gerade so. Was jetzt aber kam, erinnerte ihn vage an ein Computerspiel aus den 80er Jahren, in dem man einen Frosch heil über eine Straße bringen musste. Der Außenspiegel eines Kleinlasters touchierte unsanft seine Schulter - begleitet von einem tiefen empörten Hupton. Ein dumpfer Schmerz breitete sich in seinem Oberarm aus. Im gleichen Moment schlitterten zwei gebremste Reifen schrill quietschend über den Asphalt. Der Peugeot kam nur Zentimeter vor ihm zum Stehen. Ben ignorierte die wüsten Beschimpfungen des Fahrers und erreichte mit einem letzten großen Schritt den sicheren Gehsteig. „Ja also, geht's noch?“, empörte sich dort eine mit Einkaufstüten beladene Frau.

Erst jetzt nahm sich Ben die Zeit, nach seinen Verfolgern zu sehen. Die gute Nachricht war: Keiner von ihnen hatte sich

auf die Straße gewagt. Die schlechte: Die vier Schläger hatten trotzdem nicht vor, ihn ziehen zu lassen. Einer starrte ihn hasserfüllt an, die anderen scannten mit nervös hin- und herwandernden Pupillen nach einer Lücke im steten Fluss der blechernen Feierabend-Heimkehrer.

Ben hatte nicht vor, die nächste Rot-Phase abzuwarten. Er rannte weiter. Nach zwei Blöcken bog er rechts in eine deutlich schmalere Straße, die in erster Linie zum Tiefgarageneingang eines Vier-Sterne-Stadthotels führte. Ben spielte mit dem Gedanken, sich in der Garage zu verstecken. Aber nein. Sollten die vier nicht darauf hereinfallen, saß er dort möglicherweise in der Falle. Und weit und breit war niemand, der ihm gegen die vier überirdisch motivierten Schläger hätte helfen können. Ben hatte es in Karate zwar vor Jahren bis zum grünen Gürtel gebracht. Bisher hatte er aber noch nie Gelegenheit gehabt auszuprobieren, ob er deshalb ähnlich unbesiegbar war wie die Helden im Fernsehen. Wohl eher nicht, sagte ihm der weniger draufgängerische Teil seines Verstandes. Er ließ die Garageneinfahrt links liegen und lief stattdessen weiter geradeaus die Straße entlang. Ohne echtes Ziel und ohne allzu große Hoffnung, Zöllners Schlägern zu entkommen. Denn allmählich ging ihm die Puste aus. Verdammt. Er war keine 25 mehr. Dazu kam, dass sich mit jedem Schritt seine Knöchel-Verletzung am linken Fuß zurückmeldete. Vor acht Jahren hatte Ben auf dem Weg in die U-Bahn eine Treppenstufe übersehen und war derart unglücklich umgeknickt, dass zwei Sehnen gerissen waren. Auch zwei Operationen später war es nicht mehr so wie vorher. Ben hatte immer wieder Schmerzen, sobald er den Fuß über

einen Spaziergang hinaus belastete. Andere verletzten sich wenigstens beim Sport, auf schwarzen Pisten oder beim Zweikampf mit dem gegnerischen Stürmer. Ben passierte es beim Herabsteigen einer Treppe. Wie banal! Wie typisch für sein Leben!

Nicht darüber nachdenken, Ben! Er erlaubte sich einen Moment lang, das Tempo zurückzunehmen und über die Schulter zu schauen. Die vier Schläger bogen gerade in die Straße ein - ohne zu zögern und ohne Anzeichen von Erschöpfung. Das waren nicht irgendwelche Jungs aus dem Pool der Ochdoi-Zombies. Die Kerle wussten, was sie taten. Ben fragte sich, ob die vier überhaupt an Zöllners Außerirdischen-Kram glaubten, oder vielleicht auch nur an das Geld, dass er ihnen zahlte.

So oder so: Ben brauchte einen Plan B, wenn er aus der Sache heil herauskommen wollte. *Denk nach!* Ein bestimmt zweieinhalb Meter hoher Holzzaun trennte eine kleine Parkanlage von der Straße ab. Ben erinnerte sich. Bis vor Kurzem hatten Junkies die Anlage nach Einbruch der Dunkelheit zu ihrer Flucht aus der Realität genutzt. Mit der Folge, dass in Büschen und im Sand des kleinen Spielplatzes immer mal wieder alte Spritzen gefunden wurden. Die Münchner Ordnungsbehörden ließen die Anlage daraufhin umzäunen und jeden Abend absperren. Auch jetzt war sie verschlossen.

Ben hatte eine Idee. Es war eigentlich mehr ein Szenario, das sich in seinen Adrenalin-durchfluteten Gehirnwindungen manifestierte und diesmal den vernünftigen Teil völlig unterdrückte. Aber für Zweifel war es jetzt ohnehin zu spät. Ben öffnete die Schnalle seines Gürtels und zog ihn aus

den Schlaufen. Mit der Linken griff er sich im Vorbeirennen einen gelben, schmutzigen Plastikhocker. Er stand unter der Ladefläche eines Kleinlasters und war dort nach dem Ausladen vergessen worden - oder aber niemand rechnete ernsthaft damit, dass er gestohlen werden könnte. Für Ben war er genau zur richtigen Zeit an der richtigen Stelle. Er stellte den Hocker dicht an den Zaun heran und ging in die Knie. Im Augenwinkel sah er die vier Schläger, die sich ihm gefährlich schnell näherten. Von unten zog Ben den Gürtel durch ein in die Trittpläche gestanztes Loch unterhalb des Plastikgriffes - so lange, bis sich die Schnalle dort fest verhakte. Sehr gut! Jetzt sprang Ben auf den Hocker und band sich das andere Ende des Gürtels um den linken Fuß. Er kam nun mühelos mit den Händen an die Oberseite des Zaunes. Ben packte zu und zog sich stöhnend hoch. Spreißel und Kanten schnitten in seine Finger. Trotzdem gelang es ihm, das rechte Bein über den Zaun zu bringen. Keuchen, Schritte, drangen an sein Ohr. Er hatte keine Zeit mehr. Ben kam sich wie ein Stück Wäsche vor, das jemand zum Trocknen über den Zaun geworfen hatte. Alle möglichen Stellen seines Körpers taten ihm weh, aber immerhin lag er stabil. Stabil genug, um das andere Bein mitsamt dem Hocker nach oben zu ziehen. Er packte ihn und warf ihn auf die andere Seite des Zauns. Keine Sekunde zu früh, denn im nächsten Moment griffen kräftige Hände nach ihm. Sie griffen ins Leere, denn Ben kippte bereits dem Hocker hinterher. Er landete mit viel Glück auf beiden Beinen. Trotzdem war der stechende Schmerz, der dabei durch seinen angeschlagenen Fuß fuhr, betäubend. Zorn wallte in ihm

auf. Verdammt! Was sollte das alles? Warum ließen ihn diese Dumpfbacken nicht einfach in Ruhe? Zu gerne hätte Ben die vier nach allen Regeln der Karate-Kunst vermöbelt. Einfach so. Wie die Helden im Fernsehen. Kein guter Gedanke, denn in der Realität nahmen solche Versuche leider kein schönes Ende. Und außerdem: Der Trick mit dem Hocker war doch auch nicht schlecht, wenn er es sich recht überlegte. Immerhin hatte er seine Verfolger abgehängt. Jedenfalls bis auf Weiteres.

Ben klemmte sich den Hocker unter den Arm und humpelte so schnell es ging los, so lange, bis ihm Dickicht und Dämmerung Schutz boten. Auch wenn es die vier über den Zaun schaffen sollten, würden sie Mühe haben, ihn zu finden. Ben schöpfte Hoffnung. Er holte sein Handy aus der Jacke und drückte die Schnellwahltaste.

Maus war nach dem ersten Freizeichen dran. „Mann, Alter. Wo steckst du? Viktoria wollte schon nach Hause, um eine Kerze für dich anzuzünden. Frag besser nicht, wen oder was sie damit beschwören will.“

„Halt die Klappe und hör zu!“, zischte Ben ein wenig zu scharf. Dann sagte er ihm, wo er ihn mit dem Auto abholen sollte.

„Jawohl! Liix hat zugeschlagen!“, jubelte Maus und streckte die rechte Faust in die Höhe. Mit der linken griff er zeitgleich in eine Tüte Currywurst-Chips.

Ben stöhnte und schlug sich die Hand auf die Stirn - und zwar nicht nur, weil ihm der Knöchel noch immer höllisch wehtat. Er saß auf einem speckigen, ausgefransten Sessel in der Zweizimmerwohnung von Maus. Sein Fuß lag auf

einem Holzschemel, den Viktoria vorher mit zwei Kühlakkus „gepolstert“ hatte.

„Technisch gesehen war die Operation Rosswell ein voller Erfolg“, kicherte Viktoria. „Wir haben uns nach allen Regeln der Kunst in sein Notebook gehackt, die Mov-Datei ausgetauscht und zum richtigen Zeitpunkt gestartet. Und sogar die Videos, die ihr gedreht habt, sind ziemlich brauchbar.“

„Na also“, quittierte Maus mit vollem Mund. Currywurst-Chips-Brösel kullerten auf den braun-beige-gestreiften Teppich, der vor 30 Jahren einmal modern und damals vermutlich auch noch sauber gewesen war. „Alles hat doch astrein geklappt. Wie im Film, Alter. Liix hat zugeschlagen!“ Wieder reckte er die Faust nach oben.“

„Liix wäre beinahe gründlich vermöbelt worden“, entgegnete Ben mürrisch. „Zumindest der Teil von Liix, der so aussieht wie ich.“ Er wäre gerne laut geworden, fühlte sich dazu aber zu schwach. Und der Schreck saß ihm noch immer in den Knochen. Verdammt! Hätte sich Maus nur einen Ticken unauffälliger benommen, dann wäre es gar nicht so weit gekommen.

„Deine Flucht war aber irre, Ben“, murmelte Viktoria und rückte, ohne von ihrem Notebook aufzusehen, ihre altmodische Hornbrille zurecht. „Sieht gut aus, was du mit deiner Kamera aufgenommen hast. Macht sich bestimmt gut bei YouTube.“

„Viktoria, ich ...“ Ben brach den Satz mit einem Seufzen ab. Es hatte keinen Sinn. Die beiden würden den Ernst der Lage ohnehin nicht verstehen. Für sie war das Leben wie ein ausgedehntes und überaus realistisches Internet-

Rollenspiel. Und Ben Hartzberg gehörte zum Team und spielte mit bis zum ... Game Over. Und warum das alles? Auf diese Frage konnte sich Ben nicht einmal selbst eine vernünftige Antwort geben. Und falls es ihm doch eines Tages gelingen sollte, würde sie ihm sicher nicht gefallen. Ben hatte die beiden vor zwei Jahren auf einer Games Convention in Freimann, im Münchner Norden, kennengelernt. Damals hatte er für 15 Cent pro Zeile Berichte aus den Stadtteilen für ein Anzeigenblatt geschrieben. Der Job war einer von vielen gescheiterten Versuchen, seiner verkorksten Existenz einen Sinn zu geben. Er führte natürlich zu nichts - außer zu Maus und Viktoria, die ihm an diesem Abend zugehört hatten. Geduldig, beinahe interessiert hatten sie sich von ihm die Geschichte seines absurden Absturzes aus der Welt der Besseren und Wichtigeren erzählen lassen und darüber gelacht. Sie hatten nicht etwa Verständnis geheuchelt, keine guten Tipps heraus gekramt. Sie hatten sich auch nicht betreten abgewandt. Maus und Viktoria hatten einfach nur gelacht. Ben war das damals reichlich seltsam vorgekommen. Erst hatte er sich geärgert, dann aber mitgelacht. Und es hatte ihm verdammt gut getan. Bis dahin war er im Selbstmitleid beinahe ertrunken. Jetzt konnte er seine Existenz endlich einmal als das sehen, was sie tatsächlich war: ein Witz.

An diesem Abend war Liix gegründet worden, eine Gruppe von Web-Aktivisten, die sich der Wahrheit verschrieben hatten und der Jagd auf all die, die aus der Unwahrheit Profit schlagen wollten. Der Name war die wenig originelle Abwandlung des englischen 'leaks'. Die große Ähnlichkeit

zu 'Wikileaks' nahmen die drei dabei billigend in Kauf. Ihr größter Erfolg bisher war, einen selbstgerechten Stadtrat zum Rücktritt gezwungen zu haben. Der Mann war nicht müde geworden, soziale Ungerechtigkeiten zu finden und anzuprangern, wo nicht immer welche waren. Außerdem warf er der Münchner Geschäftswelt pauschal illegale Geschäftspraktiken vor. Maus tat sich ein bisschen in der Blogger-Szene um und fand heraus, dass er sich damit tatsächlich auskannte: Der Stadtrat hatte eine Vergangenheit als Schutzgeldeintreiber, wovon es sogar ein Video gab. Liix hatte zugeschlagen. Liix, die Gruppe, die allerdings auch nach zwei Jahren immer noch aus genau drei Aktivisten bestand.

„Keiner wird das Video sehen wollen. Zöllner hat zu schnell und zu gut reagiert. Und die Leute im Saal kaufen ihm sowieso alles ab, was er sagt.“ Ben versuchte noch einmal, die Euphorie der beiden in vernünftige Bahnen zu lenken. Maus, der in seiner lange zurückliegenden bürgerlichen Existenz einmal auf den Namen Sven Werrn gehört hatte, erhob sich schwerfällig und ließ dabei die leere Chipstüte zu Boden gleiten. Mit einer für seine Verhältnisse schnellen Bewegung nahm er Viktoria das Notebook ab und hielt es Ben vor die Nase. Auf dem Display war Zöllner zu sehen - und zwar in dem Moment, in dem hinter ihm das Raumschiff explodierte. Er zuckte heftig zusammen. Sein Blick zeigte Hilflosigkeit, Verwirrung und Entsetzen. Fast hätte er einem leidtun können.

Alter. Warum, glaubst du, hab ich darin den Clown gegeben? Der Kerl hat mir direkt in die Kamera gesehen. Besser geht es nicht!“, sagte Maus und betonte den letzten

Satz überdeutlich. „Scheiß egal, was danach passiert ist. Das hier reicht völlig. Der schwitzt vor Angst. Er hat Panik. Das ist keiner, dem man sein Geld geben will. Das ist ein supergeiles Video - egal, was du sagst. Mach dich mal wieder locker, Mann! Liix hat zugeschlagen!“

Ben rieb sich die Augen. Er musste sich eingestehen, dass Maus nicht so ganz daneben lag. Vielleicht war die Aktion ja doch nicht umsonst gewesen. Vielleicht war aus den Videos doch etwas ganz Brauchbares zu machen. Ben wusste, dass Viktoria das hinbekommen würde. Wenn nicht sie, wer sonst?

Viktoria war der kreative Teil von Liix und außerdem die Freundin von Maus.

Ben fand das bemerkenswert, denn optisch passte sie überhaupt nicht zu ihm. Viktoria war recht klein, hatte aber eine sportliche Figur und ein überaus hübsches Gesicht. Würde sie nicht diese hässliche Brille tragen und ihre blonden Haare mit bunten Klammern zu einem undefinierbaren Etwas drapieren, sie wäre ein Hingucker auf jeder Party. Allerdings wusste Ben, dass sich Viktoria nichts aus Partys machte und in ihrem Leben wohl auch noch nicht auf allzu viele eingeladen worden war. Nicht deshalb, weil sie meistens in sich gekehrt vor sich hin schwieg. Es waren wohl eher die Momente, in denen sie gerade nicht schwieg. Viktoria war berüchtigt für unpassende Kommentare und entlarvende, spitzfindige Bemerkungen, die sie gerne ohne jegliche Vorwarnung abfeuerte. Wen es traf, war ihr dabei völlig egal. Aber sie saßen immer. Ben hatte das oft genug am eigenen Leib

erfahren. Und er kannte die Geschichten, die ihm Maus über sie erzählt hatte.

„Aber ich hatte doch recht!“, protestierte sie gerne leise, wenn ihr Maus einmal mehr einen versauten Abend zum Vorwurf machte, sie danach aber gleich wieder tröstend in den Arm nahm. Viktoria war merkwürdig, wie eigentlich alle bei Liix. Und sie hatte ein paar außergewöhnliche Fähigkeiten. Kaum jemand konnte so verdammt gut mit Videos und Computern umgehen wie sie.

Es war Zeit, sie arbeiten zu lassen.

„Du kriegst das schon hin, Viktoria“, sagte Ben und wuchtete sich stöhnend aus dem Sessel. Der Heimweg würde anstrengend werden.

Maus hielt ihm seine fettige Pranke hin.

„Alter, mach Dich locker, OK? Wir waren heute klasse! Ich schwör's.“

Ben schlug ein.

Der Heimweg *war* anstrengend - und schmerzhaft. Sein Knöchel war inzwischen so sehr angeschwollen, dass Ben die Schnürsenkel öffnen musste. Maus hatte ihn mit seinem altersschwachen Honda die dreihundert Meter zwischen dem grauen Beton-Block, in dem er wohnte, bis zur S-Bahn-Station gefahren.

„Kein Problem. Ich schaff das“, hatte Ben ihm zum Abschied nachgerufen, ohne selbst wirklich daran zu glauben. Mit verzerrem Gesicht schleppte er sich die Treppe hinunter, durchlief im Schneckentempo die nach Urin stinkende Straßenunterquerung. Mehrmals stützte er sich widerwillig gegen das ergraute alte Graffiti, das die Wände überzog.

Ein abgerissener alter Mann kam ihm entgegen, sah ihn mit alkoholverhangenem Blick an und kratzte sich mitleidig den Bart. Dann beschloss er aber, sich um seine eigenen Sorgen zu kümmern und ging ohne ein Wort vorbei. Ben war dankbar dafür. Er wollte nur noch nach Hause.

Als sich Ben endlich auf den glatten Kunststoff des Sitzes der S1 in Richtung Hauptbahnhof fallen lassen konnte, stand ihm Schweiß auf der Stirn. Einen Moment lang war er versucht, seinen angeschlagenen Fuß auf das Polster gegenüber zu legen, entschied sich aber dagegen. Er durfte es sich nicht zu bequem machen. Er musste noch einmal umsteigen und an die anderthalb Kilometer, die zwischen dem Bahnhof in Gauting und dem Campingplatz lagen, wollte er gar nicht erst denken.

Erfolgreich kämpfte er einen Anflug von Selbstmitleid herunter. Diese Phase hatte er hinter sich gelassen. Es führte zu nichts. Ebenso wenig, wie seine dunklen Gedanken mit Alkohol zu betäuben. Ben hatte das versucht. Es hatte funktioniert - einen Abend lang. Aber am nächsten Tag hatte der Trübsinn sein Bewusstsein wieder zurückerobert. Und zur Verstärkung hatte er heftige Kopfschmerzen mitgebracht. So sehr sich Ben einen Fluchweg herbeisehnte: Das war er jedenfalls nicht. Stattdessen versuchte er es mit der von Maus verfeinerten Blues-Methode. Vereinfacht gesagt ging es dabei darum, das eigene Elend anzunehmen, sich aber nichts daraus zu machen. Maus hatte herausgefunden, dass in den klassischen Blues-Songs überdurchschnittlich oft die Zeile „my baby, she left me...“ vorkommt - in dieser oder ähnlicher Fassung. Der Umstand, verlassen worden zu sein, hielt die

Blues-Sänger aber trotzdem nie davon ab, ihre Songs mit ordentlich Power und einem gewissen Frohsinn vorzutragen. Eine Haltung, die sich auf das ganze Leben übertragen ließe, meinte Maus.

„Du hast mir mal erzählt, dass du Blues zum Kotzen findest“, hatte Viktoria unvermittelt eingewandt, was Maus aber nur mit einem Achselzucken quittiert hatte. Ben gefiel die Idee trotzdem. Und manchmal funktionierte sie sogar. Der Kerl am anderen Ende des Waggons erregte Bens Aufmerksamkeit. Nicht etwa, weil er sich auffallend benahm oder so aussah. Im Gegenteil: Er trug einen schmucklosen grauen Anzug und dazu ein Hemd ohne Krawatte. Seine Haut war fahl und die dünnen Haare ergraut. Ob man ihn in Farbe oder Schwarzweiß fotografiert hätte, es hätte im Ergebnis keinen Unterschied gemacht. Er las Zeitung. Zwei zusammengekniffene Augen blickten über eine große Hakennase hinweg auf das, was in dem Blatt geschrieben stand. Der Mann war geradezu auffallend unauffällig. Und noch etwas irritierte Ben. Vielleicht irrte er sich ja. Aber hatte der Mann, seit sie in Neuperlach zusammen eingestiegen waren, auch nur ein einziges Mal umgeblättert?

Ben redete sich ein, dass er Gespenster sah. Was beschäftigte er sich mit einem zeitungslisenden Mann? Er hatte andere Sorgen. Er musste umsteigen. Aus dem Pochen wurde ein scharfes Stechen, als er auftrat. Ben stöhnte leise auf und hangelte sich an den Lehnen und der Haltestange bis zu Ausgang. Kurz bevor sich die Tür wieder schloss, stolperte er auf den Bahnsteig. Blitze zuckten vor seinen Augen. Ben versuchte sie weg zu blinzeln, aber es gelang ihm nicht.

„Alles in Ordnung?“ Der Polizist sah ihn misstrauisch an. Seine Daumen steckten in dem Gürtel, an dem auch seine Automatik hing. Er trug ein grünes Barett, das er martialisch bis über sein rechtes Ohr gezogen hatte. Er musste seinen Job lieben.

„Alles OK“, presste Ben hervor. „Ich habe Schmerzen. Eine Verletzung am Fuß. Ist aber nicht so schlimm.“

Der Polizist nickte langsam, ließ aber darüber hinaus offen, ob er Ben glaubte oder nicht.

„Brauchen Sie Hilfe?“, fragte er pflichtbewusst, trollte sich dann aber zum Glück wieder, nachdem Ben den Kopf geschüttelt hatte. Ben wollte keine Hilfe. Besonders nicht von einem Polizisten, der womöglich auf die Idee kommen könnte, Fragen zu stellen. Immerhin hatte Liix eine genehmigte Veranstaltung gestört und dabei heimlich Videos aufgenommen. Der Polizist hatte von all dem sicher keine Ahnung, trotzdem hatte Ben keine Lust darauf, mit ihm mehr Worte zu wechseln als unbedingt notwendig. Den Rest des Wegs legte er überwiegend auf einem Bein zurück. Ben konnte kaum mehr auftreten. Wann immer es ging, stützte er sich ab und nahm die Hände zu Hilfe. Aber es war mühsam und dauerte lange.

Zum Glück kam sein Anschlusszug schnell. Der pochende Schmerz hatte sich im ganzen Bein ausgebreitet, als Ben sich ein weiteres Mal in den S-Bahn-Sitz fallen ließ. Er schloss die Augen und atmete durch. Er würde spät nach Hause kommen. So viel war sicher. Als er die Augen wieder öffnete, war da wieder der schwarzweiße Mann mit der Zeitung. Als hätte er sich, so wie er da saß, aus dem anderen Zug hierher gebeamt. Diesmal war es die andere

Abteilseite. Aber er saß wieder genau so da, dass er freien Blick in den Waggon und damit auch auf ihn hatte. Und er blätterte wieder nicht um.

Ben dachte an Zöllner. Hatte er ihn etwa aufgespürt? Aber wie? Sie hatten keine Spuren hinterlassen. Und seine Verfolger hatte er im Park abgehängt. Ben überlegte, ob er den Mann ansprechen sollte. Aber was, wenn er doch nur rein zufällig denselben Weg hatte? Ja, so war es vermutlich. Ben entspannte sich und versuchte sich einen dicken schwitzenden Blues-Sänger in einer rauchigen düsteren Kneipe in New Orleans vorzustellen.

Der schwarzweiße Mann ließ die Zeitung sinken. Die unvermittelte Bewegung ließ Ben zu ihm hinsehen, und ihre Augen trafen sich für die Dauer eines Herzschlags. Zu schnell sah der Mann wieder weg und starrte unsicher auf sein Handy, das er aus der Seitentasche seines Anzugs gekramt hatte. Mit dem Finger aktivierte er auf seinem Bildschirm eine gespeicherte Nummer und hielt sich das Gerät ans Ohr, wobei er zu offensichtlich darauf bedacht war, nicht mehr in Bens Richtung zu blicken. Ihm fiel nichts Besseres ein, als auf das dunkle Schwarz seines Seitenfensters zu schauen, in dem sich der Innenraum und natürlich auch Ben spiegelten. Erschrocken wanderten seine Augen zur Decke und blieben auf der Werbung für eine Zeitarbeitsfirma haften. Dilettant! Wenn alle von Zöllners Zombies so vorgingen, konnte eigentlich nicht viel passieren, dachte Ben. Oder doch! Ben korrigierte sich. Der Mann telefonierte schließlich nicht zum Spaß. Er sagte jemandem Bescheid. Ben konnte die geflüsterten Worte nicht verstehen, aber er war sich sicher, dass nun jemand

wusste, dass er, Ben, kurz davor war, am Gautinger Bahnhof aus dem Zug zu steigen. Oder bildetet er sich das doch alles nur ein? Ben beschloss, es darauf ankommen zu lassen. Er war schwach und fußlahm. Noch eine Verfolgungsjagd würde er ohnehin nicht schaffen.

Heiße, messerscharfe Nadeln stachen in seinen Knöchel, als er auftrat, um den Waggon zu verlassen. Bens Schläfe pochte und er begann zu schwitzen. Mühsam arbeitet er sich zu einer Bank auf dem Bahnsteig vor und ließ sich darauf niedersinken. Er schloss einen Moment die Augen und gestattete den Schmerzen wieder ein, zwei Gänge zurückzuschalten. Verdammt. Das wird ein langer Weg, schoss es ihm durch den Kopf. Der Campingplatz, auf dem er gerade lebte, lag am Ortsrand. Bis dahin waren es mehr als zwei Kilometer. Ben lief die Strecke normalerweise gerne. Aber nicht jetzt! Nicht so!

Der fast leere Zug setzte sich wieder in Bewegung und nur wenige Sekunden später verschwand das Rauschen und Kratzen der metallenen Räder auf den Gleisen gemeinsam mit der fahlen Zugbeleuchtung im Dunkeln.

Es war still. Ein sanfter Luftzug kühlte Bens Stirn und er fragte sich, ob es vielleicht eine gute Idee war, die Nacht auf der Bank zu verbringen. Er sah sich um. Außer ihm war nur ein älteres Ehepaar ausgestiegen und schweigsam und eilig hinter der Ecke des beigen Bahnhofgebäudes verschwunden. Von dem schwarz-weißen Mann war nichts zu sehen - und auch nicht von den Schlägern, die Ben vor wenigen Stunden durch halb München gejagt hatten. Er atmete durch.

„Du siehst scheiße aus, mein Junge.“

Ben erschrak und fiel dabei fast von der Bank. Vergeblich scannte er den leeren Bahnsteig nach der Quelle der Stimme.

„Hinter dir, Benedikt. Und ich hab nicht vor, dir etwas zu tun.“

Der füllige Schatten eines Mannes im dunklen Mantel zeichnete sich dürftig von der Wand des Bahnhofs ab - genau da, wo es weder das Licht des Mondes noch das der beiden bescheidenen Bahnsteiglampen hinschaffte. Ben kannte die Stimme. Es war die seines Vaters. Aber das war unmöglich. Sein Vater war tot.

.....